420,–

EA, 6.6.21

Digitized by Google

Digitized by Google

# Götter,
# Helden, Don=Quixote.

Von

Karl Gutzkow.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1838.

Von demſelben Verfaſſer ſind ferner bei uns erſchienen:

Gutzkow, K., Briefe eines Narren an eine Närrin. 8.
1 Thlr. 16 Gr.

— — Novellen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — öffentliche Charaktere. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Zur Philoſophie der Geſchichte. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Seraphine. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verſtändniß des Görres'ſchen Athanaſius. 12 Gr.

# Götter, Helden, Don-Quixote.

## Abſtimmungen zur Beurtheilung der literariſchen Epoche.

Von

Karl Gutzkow.

Hamburg,
Hoffmann und Campe.

1838.

# Vorwort.

Indem ich dieſe unter verſchiednen Eindrücken verfaßten Artikel zuſammenſtellte, ward ich ſelber von einer Einheit derſelben betroffen, die ich in ſie nicht hineingelegt hatte. Ich fand, daß der Refrain aller dieſer Artikel die Mißſtellung der Literatur zu den öffentlichen Thatſachen iſt, mochte die Klage nun in meiner Auffaſſung, oder, was eben ſo oft wiederkehrte, in den behandelten Gegenſtänden ſelbſt liegen. Hier unterliegt der Dichter der Unbill prüder Beurtheilungen ſeiner Werke; dort ſtirbt eine Hoffnung, wie ein in voller Blüthe ſtehender Baum, der einen plötzlichen verſpäteten Winterfroſt nicht ertragen kann; eine gewaltige Kraft vergeudet ſich an dem vergeblichen Kampfe gegen die nüchternen Rückſichten der bürgerlichen Ordnung; ein Maler

ahnt das Ideal, ohne es lebenvoll beſchwören und meiſtern zu können; ein Publiziſt geräth nach vielen heitern Parallelen, die ſein Geiſt mit den Verhältniſſen zog, plötzlich in Widerſpruch mit dem Weltlauf oder auch nur in Widerſpruch mit Anſichten, die von ihm als Beamten eines Staates vorausgeſetzt werden; ein Dichter ſeufzt unter einer Fluth von bürgerlichen Geſchäften, welche eine Lebenstaktik und eine öffentliche Haltung bedingen, die der eigentlichen warmen Regung ſeines Herzens ſchmerzlich, aber aus offiziellen Rückſichten ſtill widerſprechen; ein Andrer findet dort Kälte, wo er Liebe, dort Widerſpruch, wo er Uebereinſtimmung vorausſetzte; er hat dieſelben Ideen, wie die Männer ſeiner Partei, aber er motivirt ſie anders und verknüpft mit ihnen Vorſtellungen, welche Jenen wieder bedenklich ſcheinen; ein großer Styliſt findet ſich vom Staate, dem er ehrgeizig dienen möchte, zurückgeſetzt und tröſtet ſich mit der Erinnerung früherer Zeiten, wo dem Talente eine unmittelbarere Einwirkung

auf die öffentlichen Dinge geſtattet wurde, und wo Fürſten und Staatsmänner nicht verſchmähten, zu den Füßen geiſtreicher Aspaſien zu ſitzen. Hier wieder ein Andrer, den der Staat nicht bloß ignorirt, ſondern den er ſogar verfolgt; dort ein Zorniger, der eine philoſophiſche Grammatik des Styls zu ſchreiben vorgibt und unter den Anakoluthieen eigentlich Regierungsmaximen verſteht. Ein Andrer möchte an demſelben Staate, der ihn der Lüge zeiht, grade eine Wahrheit werden, und hält ſeine Anſtellung als Muskau'ſcher Staatsgefangener für eine Gnade, der bald der Legationsrathstitel folgen werde. Des Abenteuerlichen wird immer mehr. Ein junger Neuling ſchreibt deßhalb gegen Metternich, weil er hofft, jeden Augenblick könnte ein Courier kommen, um ihn an Gentzens Stelle zu berufen; ein Jude philoſophirt wie ein Chriſt, ohne ſich taufen zu laſſen; ein Feind der Preßfreiheit will die Preſſe durch die Cenſur veredlen und den Staat zum Inteſtaterben des Cicero und Livius machen, ohne deſſen Willen

keine neue Auflage des Cicero und Livius mehr erfolgen kann, es ſei denn, daß der Staat dafür das Honorar bezogen hätte; und über all dies Gewühl und Narrenthum ſpricht ein Letzter, Prof. Steffens, ſeinen norwegiſchen Hexenſegen und ſchlingt um alle Parteien den gefährlichen Strick der Revolution, der dem Lärm und Treiben ein criminelles Ende macht.

Dies die Einheit des Buches — und wahrlich, ſie iſt ſchmerzlich genug! Vielleicht findet ſich ein philoſophiſcher und freimüthiger Kopf, der von Alledem, was hier nur als Erſcheinung auftritt, außer den von mir bezeichneten individuellen, auch noch die hiſtoriſchen und im allgemeinen Zeit-Zuſammenhange zu erfaſſenden Urſachen anzugeben verſucht.

K. G.

# Inhaltsverzeichniß.

## I. Götter.

Seite
Percy Byſſhe Shelley . . . . . . 3
Georg Büchner . . . . . . . 19
Chriſtian Grabbe . . . . . . . 51

## II. Helden.

Wilhelm Schadow . . . . . . 61
Friedrich von Raumer . . . . . . 95
J. P. von Rehfues . . . . . . 127
K. Zimmermann . . . . . . . 149
Varnhagen von Enſe . . . . . . 165
Leo und Dieſterweg . . . . . . 183
H. Heine . . . . . . . . 201
Th. Mundt . . . . . . . . 215
H. Laube . . . . . . . . 235
Guſtav Schleſier . . . . . . . 271

## III. Don-Quixote.

Johannes Minckwitz . . . . . . 291
Joel Jacoby . . . . . . . . 309
F. A. Löffler . . . . . . . 325
Henrik Steffens . . . . . . . 395

I.

# Götter.

# I.

# Percy Byſſhe Shelley.

(Geb. 1792. Ertrank im Meere 1822.)

---

Digitized by Google

Vor dem Poſthauſe in Piſa ſtand im Jahre 1820 ein ſchöner, langaufgeſchoſſener, aber kränklich ausſehender Englishman und fragte, ob nichts für ihn poste restante angekommen wäre?

Wie heißen Sie? fragte der Poſtoffiziant.

Shelley!

In dem Augenblick erhielt der Engländer einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm ſtehender Landsmann ausrief: Was, Sie ſind der Gotteslaugner? Der Elende entlief. Shelley war beſinnungslos niedergeſunken. Als er ſich erholte, lechzte ſeine gekränkte Ehre nach Rache. Er hört, der Fremde ſei nach Genua

abgereiſt. Er eilt ihm nach; er will für die gemeine Mißhandlung Genugthuung haben. Er findet ihn nicht: er iſt außer ſich über den Schuft, bis er hört, daß er nach Liſſabon gereiſt war. Es war ein engliſcher Lieutenant in portugieſiſchen Dienſten. Was ſollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, ſah er dem Tode, der ihn ſpäter in den Fluthen des mittelländiſchen Meeres ereilte, längſt ſchon mit gebrochenen Augen ins Angeſicht. Er ertrug und verwand ſeinen Schmerz. Der Mann von Geiſt hat gegen die Brutalität keine andere Waffe, als Stillſchweigen, Mitleid, Verachtung.

Und dieſe Anekdote kann uns auch ſchnell vergegenwärtigen, wer Percy Byſſhe Shelley war, wenigſtens wofür er in der öffentlichen Meinung galt. Er galt für einen Gottesläugner, für einen Gegner des Chriſtenthums. Seine Braut wurde ihm entriſſen, als ihn dieſer Ruf zu verfolgen anfing, ſein Vater, ein außerordentlich

reiches Glied der engliſchen Ariſtokratie, verſtieß ihn und ließ ihn darben, hungern ſogar; die Kinder einer Ehe, welche er ſchloß, weil ſein Herz einer Anknüpfung bedurfte, und welche Scheidung trennen mußte, wurden durch Beſchluß des Lordkanzlers von England aus ſeiner Nähe genommen; er floh, verfolgt von den Verwünſchungen der Prüderie und der Trägheit der Maſſe, nach Italien, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnſchädel einſchlagen; er hatte die ganze Welt gegen ſich, die ganze Kritik, die Kirche, den Staat, die Geſellſchaft, den Vater und die erſte Geliebte gegen ſich, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geiſt beſaß wie Georg Sand und ſelbſt köſtliche Dichtungen giebt, nichts, als einige ſpärlich geſäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, unter ihnen aber einen, der ihn anbetete, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — denn das war Shelley und der ge-

nialſte! — die Stellung des originellen Gedankens und der ſchöpferiſchen Phantaſie, unſerem ſchroffen, egoiſtiſchen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber, vergegenwärtigen kann; ſo iſt es das Leben Shelleys. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und ſeine Mutter, grade unſer materielles leichtſinniges Jahrhundert, ſtieß ihn von ſich, wenn er ſich auf ſie berief, ſich nach ihrem Namen nannte und die Maale zeigte, an welchen er erkannt ſein wollte. Er trug, wie keiner, den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverſtändniſſes und einer dem Neide und der Intrigue gar leicht möglichen Entſtellung ſeiner edelſten Träume und Abſichten. Er konnte ſich nicht vertheidigen. Denn was läßt ſich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von ſtereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur ſchwarz oder weiß ſehen will und von den

Farben des Regenbogens der Ideen nichts verſteht! Shelley galt als Atheiſt, als Gegner des Chriſtenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr ſagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erſt meine Ueberzeugung die Feuerprobe beſtehen laſſe, nur mein Genius iſt es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthſeln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht ſagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindſam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealiſt in einem Grade, wie es Plato nicht war; ich ſehe Gott in jedem, was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein ſchwaches Rohr, das vom Zugwind ſeiner Zweifel hin und hergeweht wird; ſchmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hilfeflehenden; ich ſchreibe nicht des Ruh-

mes wegen, ſondern um mir genugzuthun; ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichſter, dämmre dem Tode entgegen und werde von Viſionen geängſtigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich ſah mich ſelbſt, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verſchlungen werden und ſchrecklich ſterben, wie ich freudenlos gelebt habe!

So konnte Shelley ſelbſt nicht ſprechen. So ſpricht nur der, der ihn näher kannte, ſo ſpricht ſein Leben, ſein Tod. Erſt die Grabſchrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cäſtius in Rom zu leſen iſt, ein treues Herz, cor corduum, eine liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn ſo. Das atheiſtiſche Ungeheuer, vor welchem ſich die Baſen und Reviews Englands kreuzigten, war ein ſchwaches, liebes Kind, das ſich in Augenblicken der Gefahr zur muthigſten

Elaſtizität emporſchnellen konnte; ſonſt aber ſanft und gut wie ein Frauenzimmer war, abergläubiſch ſogar, religiöſer jedenfalls als die Biſchöfe von Oxford und Exeter. Im Leben konnte das niemand von ihm beweiſen. Erſt ſein Tod und die unverfälſchten Thatſachen, die der Gedächtnißrede ſeiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derſelben Lage; allein dieſe Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an ſeinen Gegnern, er ſchwang ſeine ſatyriſche Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht ganz England durch ſeine Verſe in den Belagerungszuſtand der Poeſie verſetzen, ſo nahm er Repreſſalien an Italien, an den Frauen, an Menſchen, die ihn nicht verſtanden, die nur ſein Geld, ſeine Hunde und ſeine ariſtokratiſchen Manieren zu ſchätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er ſeinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley,

dem man nicht ſo ſehr die Unſittlichkeit, als die ſenkrechte Gotteslåugnung vorwarf, mußte denſelben Aerger in ſich ſelbſt verwinden. Er tobte ſich nicht in den Leidenſchaften aus. Er ertrug die Mißgunſt der Welt und lebte, je mehr ſie ihn von ſich ſtieß, deſto mehr in ſich hinein. Sein Weib verſtand ihn; ſie war auf der Höhe ſeiner Ideen; ein ſeltnes Glück beim Dichterunglück. Er hatte Frieden in den Kreiſen, die ihm die nåchſten waren. Das gab ihm den Muth, ſo viele üble Nachrede zu ertragen und ſeinem åtheriſchen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch ſeine Poeſie. Luftig und åtheriſch flattert ſie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen, wenn er ſang. Er wußte die Poeſie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falſche mo-

derne Richtung iſt, nicht anzuknüpfen, ſondern er mußte Grundlagen für ſeine Anſchauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete ſeine dichteriſche Begeiſterung, die Anſchauung lieh ihr erſt die Worte, deren ſie ſich bediente. Alles, was er ſang, ging von einer hohen Idee aus; die Form erſt ſchöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Er wußte der Natur aber Alles zu entlehnen und abzulocken, was ſie Poetiſches nur enthält. Er kannte das Weſen der Blumen und Steine, er löſte von Allem, was er ſah, ein Bild für ſeine Dichtungen ab. Die ſchönſten Gleichniſſe ſtrömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern ebenſo lieblich wie großartig ſein. Schwollen die Anſchauungen, hoben ſich die Gedanken, ſo ward er in ſeinen Formen gigantiſch. Er brauchte Bilder, wie Aeſchylus, dem er in der Tragödie nachſtrebte. Es iſt, als ſähe man das heiße Afrika eines Hannibal über

das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben ſich ſeine Formen ſo hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, ſondern wie einen Luftball ihn allmälig aus dem Auge verlor. Ich weiß nicht Engliſch genug, um meiner Charakteriſtik der Shelley'ſchen Poeſie Vollſtändigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Miſchung von Sentimentalität und Metaphyſik und glaube allerdings gewiß zu ſein, daß ſie der äußern plaſtiſchen Geſtaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftſchichten der Atmoſphäre zuweilen eine gleiche Wirkung hat, nämlich die, daß man erfriert. Indeſſen rühmt Byron das Talent ſeines Freundes für das Drama und ſagt: die Cenci Shelleys ſind das beſte Trauerſpiel, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat und Shakespeares nicht unwürdig.

Die Cenci betreffend, ſo leitet ſie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatiſchen Charakter, über Moralität der Poeſie und ähn-

liche Fragen ein. Der Gegenſtand iſt bekannt. Ein römiſcher Patrizier, Cenci, ein Wüſtling, der ſich vor ſeinen eignen Kindern nicht ſicher glaubt, wirft in verbrecheriſcher Leidenſchaft ſein Auge auf ſeine eigne Tochter und reizt dieſe durch die ihr angethane Schmach, den Vater ermorden zu laſſen. Die That wurde entdeckt und ſie mit ihren Mitſchuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci iſt der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden können. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verſchlagenheit, mit der ſie ſich gegen die Anſchuldigung des Mordes zu rechtfertigen ſucht, ſind meiſterhaft geſchildert. Wenn das Trauerſpiel im Allgemeinen zur Lektüre geeigneter iſt, als zur Darſtellung, ſo liegt dies in der negativen Charakteriſtik der übrigen Perſonen. Sie entwickeln wenig draſtiſche Leidenſchaft, ſie ſind fein gezeichnet, ſie entſprechen menſchlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, allein ſie bewe-

gen ſich in keiner ſchlagenden und raſchen Thä- tigkeit, ſie haben nicht einmal ſichre Zwecke, die ſie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, iſt gleichfalls mit origineller Wahrheit hingeſtellt, und auch wirkſamer, als die übrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in kraſſen aber naturge- treuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Läſterung und Bigotterie liegen auf einer vom Weinrauſch lallenden Zunge. Ein Schauſpieler, der dieſen Charakter richtig wieder- zugeben wüßte, müßte die ſataniſche Originalität mancher Menſchen gründlich ſtudirt haben. — Zu den Vorzügen des Trauerſpiels gehört die na- türliche Sprache deſſelben. Shelley vermied ab- ſichtlich die lyriſchen Ueppigkeiten, welche heutigen Tages grade bei talentvollen Dichtern das Dra- ma ſo unwirkſam machen. Er wußte, daß die Größe Shakespeares nicht in ſeinen verblümten, oft ſchwülſtigen Redensarten, ſondern in der

Sorgloſigkeit, ſo oft ſie ihn beſchleicht, in der Familiarität des Ausdrucks liegt. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn ſich die Geſtalten des Dichters ihm ganz analog, ganz ebenbürtig bewegen, wenn ſie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagsſprache, die nur das Zeichen des Ungeſchickes zur Poeſie iſt.

---

## II.

# Georg Büchner.

Um die Wehmuth zu verſtehen, welche dieſen Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutſchen Dichter durchbebt, denke man ſich eine Freundſchaft, die aus der Ferne, ohne perſönliche Begrüßung, nur durch wechſelſeitige Beſtrebungen, durch gleiche Geſinnungen hervorgerufen, und durch das Band thatſächlicher Ideale zuſammengehalten wurde! Man wechſelt Briefe und Zuſprüche, man tauſcht ſeine Zukunft aus und ſchüttet ein reiches Füllhorn lachender, dreiſter Hoffnungen ſich einander in den Schooß; man ſpricht ſich in trüben Stunden Muth zu und malt ſich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir ſelbſt vom Winde, der ſich dreht,

gefaßt werden dürften; man hofft auf perſönliche Begrüßung und gibt ſich Kennzeichen, wenn man ſich plötzlich begegnen ſollte. Ein ſolcher Gemüth und Geiſt bewegender Verkehr dauert ein Jahr; da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine beſtellt ſein Haus, der Andre rüſtet ſich zu einer Reiſe und neuen Lebensbahn. Der Briefwechſel ſtockt. Man iſt ohne Sorge über den ſtill fortglimmenden Freundſchaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo ſich das Echo der tauſend Tagesgerüchte, der Irrthümer und der Verfolgungen in Zeitungen durchkreuzt. Man ergeift ſorglos eine derſelben und lieſt, daß der Freund, der hoffnungsvolle, ſtrebende, muthige, ſchon ſeit Monaten hinübergegangen iſt in das Reich des Friedens, ſanft entſchlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöſcht aus dem jungen Nachwuchsregiſter unſrer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — ſchon ſeit Monden verſtorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem ſtrebenden Jünglinge aus Darmſtadt, deſſen Freundſchaft ich mir durch die That erworben hatte und der ſie mir leiſtete mit vollem, ideenreichem Herzen, ging es mir mit einer Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenſpiel am Sonnenlicht geſpiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht blos genießenden Frühlingslebens in ſich trug, ſondern auch das Verſprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten geſicherten Gewinnes für ſeine Nation. Noch glaubt' ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältniſſen ſich losringend zu wiſſen; und in dem Augenblicke barg ihn ſchon der kühle Schooß der Erde. Ich ſah ihn ſeine Waffenrüſtung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten ſchmücken — und ſchon ſchlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widerſprüche verſöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Aſche verwandelt iſt. Mein Herz bebte vor Rührung.

Ich kann jenes tiefe, grauſame Weh verſtehen, auf dem Todtenbette mit ſeiner Liebe zum Leben und ſeinen Zukunftsträumen zu ringen, ſich trennen zu müſſen von dem Großen und Edlen, was man noch von ſich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die ſich eben ausſtreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden Tod zu fühlen! Junger Kämpe, vielleicht warſt du ergeben, als ſich die Sinne und dein Bewußtſein löſten, vielleicht lächelteſt du, ſchon verklärt über der Menſchen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachteſt ſelig, daß Alles eitel wäre, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wollteſt, ja ſelbſt die Dichterträume, die wie Lorbeer ſchon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit zerſchellen und wie bunte Farben ſich in Vergängliches auflöſen. Vielleicht vermißteſt du, ſchon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber ſie ſind ihn dir ſchul-

dig; ſie müſſen dein Andenken mit friſchem Raſen belegen und einen Kranz von Immergrün um das beſcheidne Kreuz hängen, welches deine Grabſtätte bezeichnet. Du gehörteſt in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menſchen, die du haßteſt, ſollen wiſſen, wer du warſt; und die du liebteſt, ſollen hören, was ſie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieſes für die Geſchichte unſrer neuern ſchönen Literatur ſo ſtürmiſchen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunſtgenoſſen und Wahrheitsfreunden bei mir ſahe. Wir wollten einen Autor feiern, der bei ſeiner Durchreiſe durch Frankfurt am Main nach Literaturart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob ſie gleich jüdiſchen Inhalts waren, dennoch von der evangeliſchen Kirchenzeitung kanoniſirt

werden ſollten. J. Jacoby war dies. Kurz vor Verſammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmſtadt ein Manuſcript nebſt einem Briefe, deſſen wunderlicher und ängſtlicher Inhalt mich reizte, in erſterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung ſchon geſagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rückſicht vergeſſen und jedes Gefühl verſtummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man ſolle ſich in einem ſolchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem ſeit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gaſſe aufgreifen, welcher erklärt, er würde ſich todtſchießen, wenn er nicht gezwungen ſei, ſeiner Familie durch ſein Leben ſeine Beſoldung zu erhalten. Das iſt entſetzlich. Sie werden wohl einſehen, daß es ähnliche Verhältniſſe geben kann, die Einen ver=

hindern, ſeinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieſer Welt in das Waſſer zu werfen, und werden ſich alſo nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuſcript auf die Bruſt ſetze und ein Almoſen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuſcript ſo ſchnell wie möglich zu durchleſen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewiſſen als Kritiker dies erlauben ſollte, dem Herrn S . . zu empfehlen, und ſogleich zu antworten.

Ueber das Werk ſelbſt kann ich Ihnen nichts weiter ſagen, als daß unglückliche Verhältniſſe mich zwangen, es in höchſtens fünf Wochen zu ſchreiben. Ich ſage dies, um Ihr Urtheil über den Verfaſſer, nicht über das Drama an und für ſich, zu motiviren. Was ich daraus machen ſoll, weiß ich ſelbſt nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Urſache habe, der Geſchichte gegenüber roth zu werden; doch tröſte ich mich mit dem Ge-

danken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben daſtehen.

Ich wiederhole meine Bitte um ſchnelle Antwort; im Falle eines günſtigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn ſie noch vor nächſtem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer ſehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieſes Briefes befremden, ſo bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und faſt leichter, die Piſtole in der Hand: la bourse ou la vie! zu ſagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüſtern.

G. Büchner.

Dieſer Brief, den ich abdrucke, um gleich ein Bild von der Aufregung des Charakters zu geben, deſſen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um ſeine noch lebenden, ver-

möglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuſcript zu leſen. Es war ein Drama: Dantons Tod. Man ſahe es der Produktion an, mit welcher Eile ſie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, deſſen künſtleriſche Durchführung der Dichter abgeſetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten ſich rapid und ſtürmend. Es war die ängſtliche Sprache eines Verfolgten, der ſchnell noch etwas abzumachen und dann ſein Heil in der Flucht zu ſuchen hat. Allein dieſe Haſt hinderte den Genius nicht, ſeine außerordentliche Begabung in kurzen ſcharfen Umriſſen ſchnell, im Fluge, an die Wand zu ſchreiben. Alles, was in dem loſe angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten ſollte, war aus Charakter und Talent zuſammengeſetzt. Jenes ließ dieſem keine Zeit, ſich breit und behaglich zu entwickeln; dieſes aber auch

jenem nicht, nur bloß Geſinnungen und Ueberſchweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigſtens eine in der Eile verſuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köſtlichſten Stahlquelle der Natur fließenden kryſtallhellen und muntern Worte. Dantons Tod iſt im Druck erſchienen. Die erſten Scenen, die ich geleſen, ſicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend ſelbſt. Die Vorleſung einer Auswahl davon, obſchon von dieſem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das ſtände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfaſſers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Erfolg, ſo erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferſe. Er hatte in Darmſtadt, vor ſeiner Familie ſogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick be-

fürchten mußte, in eine Unterſuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückſeligen politiſchen Wirrniſſe verwickelt, welche die Ruhe ſo vieler Familien untergraben, ſo vielen Vätern ihre Söhne, und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beſchuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man verſicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd geweſen. Vielleicht hatten ihn auch nur ſeine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab ſich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg verſprochen; das Exil, für Andre eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er geſtand mir ein, daß er die Theilnahme ſeiner (wahrſcheinlich loyalen) Eltern durch ſeine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe ſtelle, und daß er nicht den Muth hätte, dieſe abzuwarten. Dies ſpornte ihn an, ſich ſelbſt einen Weg zur bürger-

lichen Exiſtenz zu bahnen und von ſeinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsſchreiben des Danton: daher das Piſtol und die unſchuldige Banditenphraſe: la bourse ou la vie!

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners ſind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indeſſen große Mühe mit ſeinem Danton. Ich hatte vergeſſen, daß ſolche Dinge, wie ſie Büchner dort hingeworfen, ſolche Ausdrücke ſogar, die er ſich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte eine wilde Sansculottenluſt in der Dichtung; die Erklärung der Menſchenrechte wandelte darin, nackt und mit Roſen bekränzt. Die Idee, die das Ganze zuſammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner ſtudirte Medizin. Seine Phantaſie ſpielte mit dem Elend der Menſchen, in welches ſie durch Krankheiten gerathen; ja die Krankheiten des

Leichtſinns mußten ihm zur Folie ſeines Witzes dienen. Die dichteriſche Flora des Buches beſtand aus ächten Feld- und aus Queckſilberblumen. Jene ſtreute ſeine Phantaſie, dieſe ſeine übermüthige Satyre. Als ich nun, um dem Cenſor nicht die Luſt des Streichens zu gönnen, ſelbſt den Rothſtift ergriff, und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcenſur beſchnitt, fühlt' ich wohl, wie grade der Abfall des Tuches, der unſern Sitten und unſern Verhältniſſen geopfert werden mußte, der beſte, nämlich der individuellſte, der eigenthümlichſte Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksſcenen, die von Witz und Gedankenfülle ſprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortſpiele mußten abgeſtumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzuſetzte, krumm gebogen. Der ächte Danton von Büchner iſt nicht erſchienen. Was davon herauskam, iſt ein nothdürf-

tiger Reſt, die Ruine einer Verwüſtung, die mich Ueberwindung genug gekoſtet hat.

Büchner ſchrieb im Sommer 1835 an mich:

„Straßburg.

Verehrteſter!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreiſe von Darmſtadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verſchiedenen Umſtänden ab. Mein Manuſcript wird unter der Hand ſeinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft iſt ſo problematiſch, daß ſie mich ſelbſt zu intereſſiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem ſubtilen Selbſtmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entſchließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigſtens ein Vierteljahr lang friſten zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jeſuiten für den Dienſt der Maria oder von den St. Simoniſten

für die femme libre, oder ſterbe mit meiner Geliebten. Wir werden ſehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münſter eine Jacobiner-Mütze aufſetzen ſollte. Was ſagen Sie dazu? Es iſt nur mein Spaß. Aber Sie ſollen noch erleben, zu was ein Deutſcher nicht fähig iſt, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Misjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das ſollte luſtig gehen, wir wollten ſchon eine Boa Conſtriktor zuſammen flechten. Mein Danton iſt vorläufig ein ſeidnes Schnürchen und meine Muſe ein verkleideter Samſon."

Der wilde Geiſt in dieſem Briefe iſt die Nachgeburt Dantons. Der junge Dichter muß ſeinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reſte auf ſeiner Farbenpalette, mit welcher er jene dramatiſchen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrſchaft gemalt hatte.

Der Ausdruck iſt ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraſeologie reißt ihn hin, für ſie nach idealen Unterlagen zu ſuchen. Er wird bald andere Anſichten haben und ſich von jener Unruhe befreien, die man immer ſpürt, wenn man eben vom Reiſewagen abſteigt. Der Puls ſchlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltſamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker ſchien ihm auch die Revolution zu verſchieben. Je mehr jene zunimmt, deſto mehr ſchwindet ihm eine Ausſicht auf dieſe. Er ſchrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat ſich ſchon in Liberale und Abſolutiſten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klaſſe aufgefreſſen werden; das Verhältniß zwiſchen Armen und Reichen iſt das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moſes, der uns die ſie-

den ägyptiſchen Plagen auf den Hals ſchickte, könnte ein Meſſias werden. Mäſten Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den galliſchen Hahn verenden."

Inzwiſchen hatte ich den erſchienenen Danton nach Verdienſt im Phönix gewürdigt. Büchners Beſcheidenheit ſchmollte, daß ich ihn zu hoch geſtellt; er käme in Verlegenheit, meine in ſeinem Namen gegebenen Verſprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andre Folge, die für unſre Zuſtände nicht unintereſſant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anſcheine nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotiſchen Apoſtaten, wofür Büchner nun ſchon galt, die hefٜtigſten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der ſich in dem Briefe ausgällte. Den Verf., den

ich wohl errathe, ärgerte das einem ehemaligen Freund geſpendete Lob und um ſeine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er ſich in pädagogiſche Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad ſchrieb: „Bei der unbedingteſten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, iſt es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!“ Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad beſtärkt werden würde, eine Verſicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre und in einem Poſtſcript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir ſchien dies anonyme Treiben ſo verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle herſetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung iſt, ſondern weil ich darin eine Abſpiegelung von Jugenderinnerungen ſehe, die gewiß in vielen Leſern dieſes Gedächtniſſes auftauchen. Wer hätte nicht

in Beziehungen geſtanden, wo brechen ſo ſchwer, faſt unmöglich iſt, und wo man durch das freundſchaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, ſondern im Gegentheil nur beläſtigt wird, und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, ſich mit gutem Grund die Laſt abzuſchütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zuſendung aus der Schweiz ſagen, macht mich lachen. Ich ſehe ſchon, wo es herkommt. Ein Menſch, der mir einmal, es iſt ſchon lange her, ſehr lieb war, mir ſpäter zur unerträglichen Laſt geworden iſt, den ich ſchon ſeit Jahren ſchleppe und der ſich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich ſo ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es iſt mir, als wäre ich von einer Todſünde ab-

ſolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu ſchlagen, als zu ſagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott ſei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu ſtehen, als die Humanität.“

Weil ſich Büchner mit allen Kräften auf eine akademiſche Stellung vorbereitete, ſo konnte er ſeine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er überſetzte in der Serie von Victor Hugos Werken die Tudor und Borgia mit ächt dichteriſcher Verwandtſchaft zu dem Originale. Einen ſeiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugos mit feinem Auge muſterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Muſſet zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er ſich durch V. Hugo durchnagen“ ſolle, Hugo gäbe nur „aufſpannende Situationen“, A. de Muſſet aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeſchnitzte.“

Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der ſo hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die Darmſtädtſchen Polizeidiener nicht ſeine Muſen geweſen"; ſo trug er ſich doch mit einer Novelle, wo Lenz im Hintergrunde ſtehen ſollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über dieſen Jugendfreund Goethes erfahren haben, viel Neues über Friederiken und ihre ſpätere Bekanntſchaft mit Lenz.

Büchners ſpätre Briefe beſchäftigen ſich meiſt mit ſeinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefeſſelt, er ſuchte eine Exiſtenz, als Schmied ſeines Glückes. Er hatte die Medizin verlaſſen und ſich auf die abſtrakte Philoſophie geworfen. Er ſchrieb (wie gewöhnlich ohne Datum):

„Straßburg.

Lieber Freund!

War ich lange genug ſtumm? Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich ſaß auch im Gefängniß und im langweiligſten unter der Sonne, ich habe eine

Abhandlung geſchrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geſchichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächſten Semeſter zu Zürich einen Kurs über die Entwickelung der deutſchen Philoſophie ſeit Carteſius zu leſen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute ſcheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doktorhut aufzuſetzen.

Was war da zu machen?

Sie ſind in Frankfurt, und unangefochten?

Es iſt mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebſtöckel, (Straßburger Gaſthof) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutſchland weiß ich ſo gut als nichts; nur einige verſprengte Broſchüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt ſich in dem Kampf gegen Sie eine

gründliche Niederträchtigkeit, eine recht geſunde Niederträchtigkeit, ich begreiſe gar nicht, wie wir noch ſo natürlich ſein können! Und Menzels Hohn über die politiſchen Narren in den deutſchen Feſtungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geſchichten erzählen.

Es hat mich im Tiefſten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächſtens eine Profeſſur in München erhält?

Uebrigens; um aufrichtig zu ſein, Sie und Ihre Freunde ſcheinen mir nicht grade den klügſten Weg gegangen zu ſein. Die Geſellſchaft mittelſt der Idee, von der gebildeten Klaſſe aus reformiren? Unmöglich! Unſere Zeit iſt rein materiell, wären Sie je directer politiſch zu Werke gegangen, ſo wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von ſelbſt aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwiſchen

der gebildeten und ungebildeten Geſellſchaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, ſo viel Conceſſionen ſie auch von der Gewalt für ſich begehrt, wird nie ihr ſpitzes Verhältniß zur großen Klaſſe aufgeben wollen. Und die große Klaſſe ſelbſt? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöſer Fanatismus. Jede Parthei, welche dieſe Hebel anzuſetzen verſteht, wird ſiegen. Unſre Zeit braucht Eiſen und Brod — und dann ein Kreuz oder ſonſt ſo was. Ich glaube, man muß in ſocialen Dingen von einem abſoluten Rechtsgrundſatz ausgehen, die Bildung eines neuen geiſtigen Lebens im Volk ſuchen und die abgelebte moderne Geſellſchaft zum Teufel gehen laſſen. Zu was ſoll ein Ding, wie dieſe, zwiſchen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben deſſelben beſteht nur in Verſuchen, ſich die entſetzlichſte Langeweile zu vertreiben.

Sie mag ausſterben, das iſt das einzig Neue, was ſie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen ſind ſchön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil ſie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch iſt mir das Büchlein lieb; ſollten Sie nichts Günſtiges darüber zu ſagen wiſſen, ſo bitte ich Sie, lieber zu ſchweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogeſen ſind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergſpitze und jedes Thal und die alten Sagen ſind ſo originell und heimlich und die beiden Stöber ſind alte Freunde, mit denen ich zum Erſtenmal das Gebirg durchſtrich. Adolph hat unſtreitig Talent, auch wird Ihnen ſein Name durch den Muſenalmanach be-

kannt ſein. Auguſt ſteht ihm nach, doch iſt er gewandt in der Sprache.

Die Sache iſt nicht ohne Bedeutung für das Elſaß, ſie iſt einer von den ſeltnen Verſuchen, die noch manche Elſäſſer machen, um die deutſche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigſtens das geiſtige Band zwiſchen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu laſſen. Es wäre traurig, wenn das Münſter einmal ganz auf fremdem Boden ſtände. Die Abſicht, welche zum Theil das Büchlein erſtehen ließ, würde ſehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutſchland Anerkennung fände und von der Seite empfehle ich es Ihnen beſonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philoſophie; ich lerne die Armſeligkeit des menſchlichen Geiſtes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man ſich nur einbilden könnte, die Löcher in unſern Hoſen ſeien Pallaſtfenſter, ſo könnte man ſchon

wie ein König leben; ſo aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze iſt die Zuſammenſetzung zweier Briefe; der letzte Theil iſt älter, als der erſte. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beſchäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Zürcher Niederlaſſung würde gute Wege haben. Inzwiſchen erkrankte Büchner und ſtarb.

Beweiſen nicht ſchon dieſe von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch einen reichen Geiſt mit ihm unſre Nation gekommen iſt? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutſame Form zu gießen. Er hatte die Rede und den Gedanken ſtets in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten ſo ſeltenen Beſonnenheit, ſeine Ideen abzurunden und zu kryſtalliſiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird als ein ſeltner Beleg von Gelehrſamkeit

und Scharfſinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, ſeine Dichterkraft durch die Philoſophie geregelt und in der Philoſophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelſten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle dieſe Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchen ſich all die friſchen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in dieſen Mittheilungen geleſen haben, enden ſollten. Zu dem Trotze, der aus dieſem Charakter ſprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der ſich über dieſe gährende Kampfes- und Lebensluſt zog, war die Senſe des Schnitters, von welcher ſo frühe gemäht zu werden, uns ſchmerzlich und faſt mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schickſals anklagen läßt. Könnt' ich dieſe Erinnerungsworte anſehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß ſie vom Winde nicht verweht werden! Könnt' ich in künftigen Darſtellungen unſrer Zeit, wie ſie war, rang, litt

und hoffte, wenigſtens den Namen: Georg Büchner in der Zahl derjenigen, welche durch ihr Leben und ihr Arbeiten die Entwickelung unſrer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldnem Scheine erhalten! Wenn die Fluth der Vergeſſenheit über uns Alle kömmt, möcht' er einer der erſten ſein, von welchen, wenn der Zorn Gottes verronnen iſt, wieder ein grünes Blatt die Friedenstaube in die Arche der dann entſcheidenden Gerechtigkeit trägt!

---

Die ſchönſte Belohnung, die ich für dieſen Nachruf erhalten konnte, waren die ſaubern Abſchriften des poetiſchen Nachlaſſes Büchners von der Hand ſeiner Geliebten. Es iſt ein vollendetes Luſtſpiel Leonin und Lena, in der Weiſe des Ponce de Leon von Brentano. Sodann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Abſicht geſchrieben und

doch voll künſtleriſchen und poetiſchen Werthes ſind. Es findet ſich wohl Gelegenheit, einen dieſer Schätze nach dem andern bekannt zu machen.

# III.

# Chriſtian Grabbe.

Deutſchland gewöhnte ſich nur mit Schmerz an dieſen Verluſt und rief dem Abgeſchiedenen die empfundenſte Theilnahme nach. Dasjenige aber, was noch weit ſchmerzlicher iſt, als der Verluſt des Mannes, iſt dieß, daß mit ihm nichts verloren ging. Denn es war längſt entſchieden, daß ſich Grabbe um die produktive Fähigkeit gebracht hatte. Seine beiden letzten Gedichte: Hannibal und Aſchenbrödel ſtanden, einige Gedanken im erſteren abgerechnet, tief unter den Erwartungen, die dieſer Name angeregt hatte. Aſchenbrödel vollends war eine beklagenswerthe Hudelei, die nicht einmal die Ahnung der Poeſie, geſchweige irgend ein Gefühl für Schönes und

Tiefes verrieth. Grabbe ging an ſeiner Stellung unter, an der Unfähigkeit, ſeinen Dichtergeiſt mit dem bürgerlichen Leben auszugleichen, einer Unfähigkeit, welche die größten, aber auch die unglücklichſten Dichter geſchaffen hat. Die Beſchreibung, welche Immermann vor mehreren Jahren von Grabbe gegeben hatte, ſchien uns damals vom Neide eingegeben und lügenhaft medisant; doch wurde ſie durch des unglücklichen Mannes ſpätere Entwicklung beſtätigt. Grabbe war damals, als ihn Immermann traf, wahrſcheinlich in einem Uebergange auf das, was zuletzt ſein Tod wurde, begriffen. Er gab ſein Haus und ſeine Exiſtenz auf, irrte von Stadt zu Stadt, und erbot ſich, wehmüthig iſt es zu ſagen, für eine geringe tägliche Unterſtützung monatlich eine Tragödie zu ſchreiben! Immermann handelte darauf brav gegen ihn, er ſuchte ihn aufzurichten und der Bildung ſeiner ſelbſt und der Nation wieder zu gewinnen. Grabbe erholte

ſich und ſchrieb ſeine jüngſten Dramen fertig. Damals erhielt ich einige Belege ſeines wirren Geiſtes durch briefliche von ihm ſelbſt herrührende Mittheilungen. Man kann ſie ihrer übertriebenen verrückten Perſönlichkeiten wegen nicht abdrucken. Sie eröffneten allerdings die Ausſicht in ein lebendiges, nicht nur der Kunſt, ſondern auch der Wiſſenſchaft gewidmetes Leben. Er wollte, um ſeinen von ihm ſelbſt für verfehlt erklärten Napoleon vergeſſen zu machen, eine hiſtoriſche Würdigung dieſes Helden herausgeben. Den nahe liegenden Gedanken an Friedrich II. ergriff er eben ſo lebendig. Auch über die Hohenſtaufen ſchienen ſeine Urtheile, hiſtoriſch-kritiſch, wie er verſicherte, weit entfernt zu ſeyn von denen des Herrn von Raumer. Ja ſelbſt der Jurisprudenz glaubte er eine allgemein anregende Seite abgewinnen zu können. Die Poeſie ſeines Herzens ſelbſt anlangend, ſo verſprach er ſich viel von dem Erfolge ſeiner Herrmannſchlacht, eines

Stoffes, den er gewiß in handausreckender, keulenmäßiger Weiſe zu bewältigen ſuchte. An Anklagen des Publikums, die gerecht genug waren, fehlte es dabei nicht; Ausfälle gegen Autoren, die en vogue waren, bedienten ſich der wunderlichſten und heftigſten Ausdrücke. Die Polemik gegen Tieck war eben ſo witzig wie maſſiv. Doch wiederholen wir, daß alle dieſe mit hieroglyphiſchen Buchſtaben geſchriebenen Verſprechungen und Meinungen aus dem Hirn eines Halbbewußten zu kommen ſchienen und eher Schmerz und Unbehagen, Ekel ſogar als Antheil oder Vergnügen erregten.

Der unglückliche Dichter repräſentirte eine claſſiſche Reaktion gegen die Literatur der Reſtaurations-Periode. Ohne der Meſſias einer wahren, individuellen Poeſie ſelbſt zu ſeyn, ließ er ihn ahnen und konnte in Zeiten einer allgemeinen Compoſitionsunfähigkeit und einer dafür Erſatz zu geben ſuchenden Phraſeologie ahnen

laſſen, was, wenn nicht kommen wird, doch einſt ſchon da geweſen iſt. Grabbe konnte in der äſthetiſchen Agonie der Reſtaurations-Periode die Erinnerung an Shakeſpeare und Göthe wach erhalten. Er konnte es mehr als Immermann, da er ſein Herzblut ſpringen ließ, einen fiebernden rothen Strahl, der, wenn es ſich ſetzte, doch wieder mehr Lymphe als Blut war. Phantaſie, Situation, Combination, ſelbſt Charaktere, alles war dem Dichter gegeben, nur nicht der ſanfte Hauch, der ſtill in des wahren Dichters Seele weht, während ſeine Phantaſie die Alpen ſtürmt. In Grabbe hörte man niemals dieſes ſtille Brauſen des receptiven und weiblichen Dichtergeiſtes, der etwas Ureignes, Angebornes iſt, und ohne welchen die wunderbarſten Aufthürmungen der Grabbe'ſchen Phantaſie immer todte Skelette blieben. Hätte Grabbe ihn gehabt, aus ſeinem Aſchenbrödel würde kein ſo triviales und an poetiſchen Anſchauungen leeres Produkt geworden

ſeyn. Aber was rügen eine Erſcheinung, die niemals ſicher da war und die auf ſo rührende Weiſe hingegangen iſt! Grabbe wird eine denkwürdige Epiſode unſerer Literaturgeſchichte bleiben.

II.

# Helden.

Digitized by Google

# I.

# Wilhelm Schadow.

Digitized by Google

Leicht aufgefaßt iſt ein Künſtler in ſeiner Stellung zur Geſchichte der Kunſt. An ſeinen Tonſchöpfungen, an ſeinen Gemälden iſt bald erkannt, was er zum Fortgange der Muſik und Malerei beitrug, ſeine Leiſtungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur ergriffen zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken ſie das Verſtändniß und ſchmeicheln ſich dem Urtheil mit ſinnlicher Gewalt ein. Allein dennoch hätte man Unrecht, dieſem erſten Eindrucke ſich gänzlich hinzugeben und aus des Künſtlers einzelnen, ja aus allen ſeinen Schöpfungen nach dem beſtimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe ſeines Geiſtes zu ermeſſen. Die Beſtimmung des Hauches, der in einer Künſtler-

ſeele weht, iſt mehr als die Kritik ſeiner Produktionen, in unſerer Zeit zumal, wo die ſchon vorhanden geweſenen großen Epochen faſt in allen Künſten den ſpäter gebornen Jüngern ihre Virtuoſität ſo unendlich ſchwierig machen, wo der Künſtler ſelten noch von dem freien Streben ſeiner ſchöpferiſchen Intuition getragen wird, ſondern der Rückſichten, Reflexionen, Vergleichungen und trocknen logiſchen Begriffe ſo viele zu verbinden hat, daß ſein geiſtiges Auge oft von den glänzendſten künſtleriſchen Anſchauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloſer Weſenheiten erfüllt ſein kann und ſeinem Vermögen, ſelbſt dem begabteſten, doch der Uebergang zur reproduktiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinſels, Meißels, des tönenden Inſtrumentes auf einer Bahn liegt, die zu luftig, zu geheimnißvoll und zu idealiſch iſt, als daß ſich der Gedanke angemeſſen ſeinem Urſprunge und Bilde verkörpern ließe. Der neue Künſtler taſtet weit

mehr nach dem Ideal, als der alte that. Dieſes ſchnelle, rückſichtsloſe Ergreifen des begeiſterten Momentes, dieſes ſorgloſe, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies faktiſche, immer im Bereich ſeiner Kunſt ſich fühlende, genügſame Selbſtbewußtſein gab der alten Kunſt ein ſo ſichres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger ſtetige anhaltende Kunſtintuition beſaßen, als ſich in ihren unſterblichen Leiſtungen ausſpricht, daß ſie als Künſtler und Individuen vielleicht weit tiefer ſtanden, als jener gewaltige Gott, der ſie zu Augenblicken ergriff und der ſie nie verließ; ſo lange ſie rüſtig daran arbeiteten, einer ſeiner Eingebungen das ſchöne ſinnliche Gewand zu geben. All die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all die ſinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Muſik des Mittelal-

ters in unſerm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgeſprochenen Bewußtſein der alten Meiſter unterlegen zu wollen, würde Viſion und keine Geſchichte ſein. Raphael kann dieſe Fülle von Kunſt-Philoſophie nicht beſeſſen haben, die ſich aus der Betrachtung ſeiner Meiſterwerke entwickeln läßt.

Wie anders iſt dies jetzt, wo alle Kunſt an der Vorwegnahme des Inhalts und der ſchönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtſein über ſeinen Gegenſtand dem Künſtler erſt dann zu Theil wird, wenn er kalten, abſtrakten, kritiſchen Studien bereits den größten Theil ſeiner geiſtigen Energie geopfert hat; wenn er aus Zeitverhältniſſen, aus theoretiſchen mit der erlernten Technik ſchon eingeſogenen Vorurtheilen ſich losringen mußte, um ſich klar zu werden, nicht bloß über das, was die eignen Schultern tragen können, ſondern auch über die vielen Rückſichten, welche

man auf die Zeit, auf die Auslegung ſeines Strebens, auf die Maßſtäbe, die den Mitlebenden zu Gebote ſtehen und welche oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunſt übertragen ſind, nehmen ſoll! So iſt es faſt in allen Bereichen der Kunſt, daß die Virtuoſen darin doch in ihrer Bildung und dem Enthuſiasmus für ihre Sache oft wirklich höher ſtehen, als man nach ihren Werken ſchließen darf. Dieſer innere Künſtler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantaſie als unbekannter Gott thronet, ſchafft die herrlichſten Geſtalten, die ſich je dem menſchlichen Auge vorgeſtellt haben. Die Seele iſt voller olympiſchen Jupiter, voller Iliaden und Odyſſeen, auch die Kraft iſt groß, aber ſo gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das davon ſich hörbar verkörpert. Woran liegt dies? An den Heterogeneitäten der heutigen Kunſt. An den zahlloſen Berührungen, die ſie theils dem Urſprunge ihres allerdings beſſeren neuern Ge-

deihens, theils ihrer graſſirenden falſchen Zweckbeſtimmung verdankt. Die Literatur, die Religion, ja ſogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwickelung der Kunſt zurück und befördert das ihr ſo verderbliche Streben, ſich eine Manier zu ſuchen, ſich mit den Anſprüchen dieſer und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunſt unterhandelt mit denen, die Nichts zu thun haben ſollten, als nur vor ihr nieder zu fallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es ſo viel Rückſichten nehmen und ſo viel Verwahrungen von ſich geben muß?

Der moderne Vandalismus iſt weitverzweigt. Er beſteht nicht bloß darin, daß der politiſche Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebſten noch ehe ſie geſchaffen ſind; Vandalismus iſt auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künſtler nicht bloß von Perſonen und Tenden-

zen ausgehen, ſondern überhaupt alle, die er nicht ſelbſt an ſich macht. Die Verhältniſſe ſelbſt ſind vandaliſch, ja oft die Zwecke, die bei geprieſenen Kunſtvereinen ſich eingeſchlichen haben. Dieſe ganze Atmosphäre, in der wir leben, hat nicht die Joniſche Durchſichtigkeit des Alterthums. Ein Künſtler iſt weit mehr ein Geſchöpf des Studiums, der Abſtraktion, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von ſich ſagt: ich ſetze mich ſelbſt. Dies ſich Setzen und ſogleich Negieren, dies Umſchlagen, Suchen, Streben, dieſe Wandelbarkeit, welche unzertrennlich iſt von einer Zeit, wo die ſubjektiven Zweifel mit den objektiven Haltloſigkeiten in den meiſten Exiſtenzen Hand in Hand gehen, dieſe ſtetige Metamorphoſe macht es unmöglich, daß ſich der Künſtler mit ruhig lächelndem, ſeiner Superiorität über die Materie ſich bewußtem Auge rings um ſich her die Kreiſe ſeines Wirkens und Schaffens zieht und allmählig zu einer intenſiven Vollkom-

menheit gelangt, zu einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgibt, ſondern nur eine höher und höher geſteigerte Potenz iſt. Was iſt auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteriſtiſche und Beiſchmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Böſen anders, als dies klaſſiſche Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Poſition, dieſe Sorgloſigkeit über das, was unſern jetzigen Künſtlern ſo große Mühe macht, die Sorgloſigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal raſch gefaßten Entſchluſſes zur außerordentlichſten Höhe? Wir ſchildern hier etwas, was unſern jetzigen Künſtlern unmöglich zu erreichen iſt. Denn gerade die Kritik würde es ſeyn, welche ihre Beharrlichkeit nicht zu ſchätzen wüßte und ſie fortwährend in Unruhe verſetzen würde. Die Kritik iſt heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künſtler.

Bei keinem neuern Künſtler möchten dieſe

einleitenden Bemerkungen ſo angemeſſen ſeyn, als bei Wilhelm Schadow. Wenige tragen in ihrer Bruſt ein ſo verzehrendes Feuer, und wenige ſtreuen nur ſo, wie er, die bloße Aſche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phaſen der modernen Kunſtbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu ſeinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plaſtik ſeines Vaters, die marmorne Feſtigkeit eines geſunden körnigen und ſolidmaſſiven Styles, ſein erſtes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte ſagen der Vorſtellung ergeben iſt, als ließen ſich unſichtbar bewirkte geiſterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von den übereinandergeſchlagenen, allgemein als unanſtändig und allzu huſarenmäßig bezeichneten Beinen des alten Ziethen an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fiſcherknaben

der Schadowſchen Schule; welch eine weite Strecke! Berlins ſandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! — dazwiſchen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow ſtürzte ſich in das äußerſte Extrem der neuern Kunſtgeſchichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fieſole, durch inbrünſtiges Gebet dem Pinſel die größte Wunderkraft zu geben; und nun von dieſem Aeußerſten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetiſchen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt — das iſt eine Metamorphoſe, ſo konſequent, ſo richtig, und doch von ſo ungeheurem Umfange, daß man in der Grundſtimmung des Schadow'ſchen Gemüthes gewiß auf eine ſchmerzliche Empfindlichkeit

und ſehnſüchtige, bald weiche, bald ſtarrherzige Reſignation ſchließen muß. Ein ſolches Künſtlerleben kann keine außerordentlichen Produktionen aufweiſen; aber die werthvollſten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit laſſen ſich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an dem gebrochenen Herzen ſelbſt geſcheitert ſeyn; aber der Meiſter wohnt doch in der klopfenden, wild und mild bewegten Bruſt. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht doch vor dem immer verklärten geiſtigen Auge des Genies, wenn dem Raphael auch wirklich die Hand gefehlt haben ſollte, eine einzige ſeiner großen Vorſtellungen auf die Leinwand zu bannen für die Ewigkeit.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger verſprochen, als er ſpäter leiſtete. Er war mehr empfänglicher, als ausſtrömender Natur, zum Maler

eben ſo ſehr geboren, wie ſein verſtorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow wohl aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls eine große Zeichnungsfähigkeit, die Anſchauung Carſtens'ſcher Cartons, ein vom Vater geſchultes tüchtiges praktiſches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künſtleriſchen Bewußtſeyns und namentlich gerade in praktiſchen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es ſind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwickelungen Hand in Hand gegangen, die techniſche und die poetiſche. Er konnte ein Gleichgewicht zwiſchen beiden nicht herſtellen. Er konnte nicht im vollen Vertrauen auf ſein Schöpfungsvermögen ſich allein dem Streben nach Manier, welches damals alle Künſtler beſeelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewiſſen Fond von Technik beſitzt und von jeher beſeſſen hat und all ſeine Fortſchreitung immer nur auf den Inhalt, auf die Idee ſeines Malens beſchränkte. Scha-

dow ſchwankte vom Inhalt zur Form, warf ſich wieder von der Form, von der Schule losgelaſſen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunſtſchwärmer von der äußerſten Rechten, trieb ſie lange Zeit mit und ſank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, ſo daß jetzt bei Schadow weniger von dem Was? als dem Wie? ſeiner Gemälde geſprochen wird.

In Rom traf der junge Künſtler einen Kreis von Kunſtgenoſſen, der, von den entgegengeſetzteſten Anfängen ausgegangen, doch in eine und dieſelbe Richtung ſich vereinigte. Die romantiſche Tendenz der deutſchen Literatur hatte ſich, zum größten Theile von der Malerei ausgegangen, in ihren Urſprung wieder zurückbegeben. Die Künſtler ſchloſſen mit dem Alterthume, das ſie zeichnen gelehrt hatte, auch den allmählig verflogenen antiquariſchen Enthuſiasmus der Winkelmann-Mengs-Tiſchbein'ſchen Periode ab, und vertieften ſich in die Dämmerung des Mittelal-

ters, welche allmählig durch gelehrte und enthuſiaſtiſche Lichtſtreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor ſeine bäueriſche Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, der Religion, des Heldengeiſtes, ja ſogar von Phantaſten für das goldne Zeitalter der Künſte und Wiſſenſchaften gehalten. Namentlich hatte die romantiſche deutſche Dichterſchule einen ſo wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erſtehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß ſich Sitten, Vorſtellungen, Tendenzen, ja ſogar die Sprache der Deutſchen darnach zu modeln anfing und die ſchwärmeriſche Regung ſogar dem Auslande mittheilte. Der Katholizismus bildete den Mittelpunkt dieſer Neuerung. Der bildende Künſtler kam auf das Dogma der Inſpiration zurück und ließ ſich, ſtatt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte ſich begeiſtern ließ, jetzt von der Muſik begeiſtern. Zu lauſchen in der Peterskirche den zitternden ausge-

haltenen Klängen des Miſerere, ſich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Viſionen, das hinter dem Weihrauchdufte ſchon in bunten Strahlenbrechungen ſich anzukündigen ſchien — dieſen Eindrücken widerſtanden die ſtrebenden jungen Männer nicht, und fingen an, katholiſch zu malen, einige ſogar, wie Schadow ſelbſt, katholiſch zu beten. Wie man in Rom ſelbſt katholiſch werden kann, werden die nie begreifen, welche ſehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom proteſtantiſch werden konnte.

Die römiſchen Thorheiten haben wenigſtens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunſtjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewiſſe gläubige Ueberzeugung in die Auffaſſung und Darſtellung der gewählten Gegenſtände kam. Der bloße Dilettantismus, welcher ſogar in den Götheſchen Kunſtanſichten, geſchweige in der früheren Periode des Verfalls vorwaltete, kann Großartiges

nicht ſchaffen. Alles Große iſt die Frucht der Begeiſterung. Erfüllt von ihrem Gegenſtande, verwachſen mit allen Beziehungen deſſelben, trugen die neuern Künſtler, welche in Rom damals zuſammentrafen, den ganzen Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand über und erreichten dadurch eine Friſche und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Geſtaltung des Lebens und der Wirklichkeit, welche nach dem Vorgange der italieniſchen Schule nicht wieder möglich geſchienen hatte. Die Geſtalten ſchienen verklärt von dem warmen Odem des Gemüthes, welches ſie anſchaute. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künſtler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, ſeine Idee, ſein Eifer ſchien an das Gemälde, wenn es auch techniſch mißlungen war, feſtgebannt zu ſeyn und wirkte verſöhnend oder ängſtlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es

konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunſt entſtehen, der auch nicht ausgeblieben iſt, und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten ſich ſehr leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abſtraktionen verwandeln, zu welchen man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, ſpäter nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'ſche Schule von dem Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums ſo erfüllt, daß die Geſtalten, welche dieſer Begeiſterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdiſch möglich ſchien, entſprachen und ſich in Ideale verwandelten, welche ſich ſelbſt in der Vorzeit der Völker nicht ſo gefunden haben können, wie ſie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umriſſen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von dieſem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeiſterung für

den Gegenſtand, für den Ausdruck und gleichſam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In dieſem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, ſchuf er ſeine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe ſchon an einem anderen Orte*) bemerkt, wie dieſe Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, ſondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit auf mich gemacht hat.

Im Allgemeinen ſcheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in ſich klar gewordnen Bewußtſein verlaſſen zu haben. Wir ſehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, ſogleich raſch Hand angelegt, wirkt und ſchafft, und zwar nach

*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarths Kupferſtichen.

einem beſtimmten Ziele hin. Er hatte die Groß-artigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweiſe (was man ſucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen beklei-den konnte. Der Umzug von Düſſeldorf nach München kam ſeinem Aufſchwung zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthuſiasmus nicht erſt zu wecken, den er ſo großartig zu befriedigen wußte.

Ganz anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entſchieden proteſtantiſche Stadt auf, in welcher ſich eine Kunſtbegeiſterung, die, um das Wahre zu haben, erſt katholiſch werden mußte, nicht empfahl. Erſt durch die Kunſt-vereine und namentlich durch die zweijährigen Ausſtellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutſchen Hauptſtadt eine Empfäng-lichkeit für die bildenden und zeichnenden Künſte rege zu machen, die für Poeſie, Beredſamkeit und Architektur bis in die unterſten Regionen daſelbſt

längſt verbreitet iſt. Das Terrain war zu groß, daß Schadow es hätte beherrſchen können. Ja die Theilnahme, die er für die römiſchen Kunſtoffenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derſelben theilen, mit Wach, Begas und Andren, die Alle, in der Sphäre einer beſondern Manier ſich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umſtänden und ſeinem Genie begünſtigt, in Düſſeldorf und München ſchuf. Schadow bekleidete eine Profeſſur an der Berliner Akademie der Künſte.

Später nach Düſſeldorf berufen, entfaltete ſich endlich die beſondere Wirkſamkeit, die ihm vorbehalten ſchien. Allerdings war dies ſein Lehrertalent, ſeine Entwicklungsgabe, dieſe kritiſchſceptiſche Halbheit, die, wenn ſie ſelbſt etwas ſchafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorſchwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädeſtinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo

Rath und That willkommen ſind. Cornelius iſt viel zu entſchieden, um ein guter Lehrer zu ſeyn. Er hat viel zu viel Selbſtſtändigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier ſeines eigenen Weſens aufzuranken. Schadow's weiche Empfänglichkeit, die Unentſchloſſenheit ſeiner Prinzipien, die ſceptiſche Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachläſſigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit ſeiner Lage unzufrieden iſt, oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes tobt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Beſuch der Akademie aus. Sein Meiſter will ihn nur an dieſem Tage miſſen. Die Fortſchritte ſind ſo außerordentlich, daß auch der Meiſter erſtaunt, den Knieriem fallen läßt, und die Mittwoch- und Samſtags-Nachmittage um ſo eher

noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Geſcheutes wird. Endlich findet ſich Rath, den jungen Menſchen ganz aus den bedrückenden Feſſeln eines falſchen Berufes und der Anſteckung einer gemeinen Geſinnung zu befreien. Er beſucht unausgeſetzt die Akademie, holt Wiſſenſchaft nach, bereichert ſeine Phantaſie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, ſeine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umriſſe in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortſchreitens, welche der Meiſter ſelbſt mit durchmacht, und daran aufs Neue ſich verjüngt. Er wärmt ſich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunſt zuführt. Man wird vom Unterſchied der Düſſeldorfer und Münchner Schule zunächſt immer geſtehen müſſen, daß hier der Meiſter, dort die Schüler größer ſind.

Das Lob dieſer Schüler iſt in Aller Munde; beſonders haben Leſſing und Bendemann eine ſolche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babyloniſchen Juden ſchon auf Stickmuſtern, Tabaksdoſen und Bilderbogen zum Ausmalen auf Nürnberger Tuſchkaſtenkünſtler erblicken kann. Schwieriger iſt die Charakteriſtik der gemeinſamen Düſſeldorfer Beſtrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß ſie das Bindende wäre, die Farbe, meinetwegen das Schadow'ſche ſchmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt das ungezwungenſte zu ſeyn ſcheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantiſche Dichtung des Mittelalters, das Göthe'ſche, Uhland'ſche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantaſie, Alles iſt Fundgrube für dieſen Künſtlerverein. Dennoch ſcheint ſich durch dieſen großen Kreis von Anſchauungen, den er ſich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es iſt dies eine beinahe

muſikaliſche Empfindung, eine etwas ſentimentale Mondſcheinſchwärmerei, die ſich in den Gegenſtand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, ſondern ihn auch von vornherein nur nach dieſem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantaſie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, daß die Phantaſie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn dieſe Definition enthält alle Vorzüge der Düſſeldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigſtens in ſo fern gegen ſie machen kann, falls ſie ihren gegenwärtigen Typus dauernd feſt zu halten geneigt ſeyn ſollte.

Jede Intention, jede Abſichtlichkeit ſtört die Einheit des künſtleriſchen Zweckes. Die Dinge nach einem beſtimmten Schema auffaſſen, immer und immer dieſelbe Empfindung an die Welt und ihre Erſcheinungen heranbringen, gebiert zuletzt eine Einſeitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunſtidee günſtig iſt. Die

Düſſeldorfer ſcheinen einen ſolchen ſtehenden Grundzug ihres Weſens zu haben, den ſie ſelbſt für lyriſche Sättigung ihrer Phantaſie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule der Plaſtik viel zu ſehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, ſo wird die Schadow'ſche Schule zu ſehr von einem unbeſtimmten Etwas, das nur eine lyriſch-romantiſche Genußſucht iſt, getrieben. Es entſpricht dies freilich dem norddeutſchen Charakter. Es entſpricht dies jungen phantaſiebegabten Köpfen, die ſich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnſucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer alles das höher zu ſchätzen lernen, was ſie nicht beſitzen und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, ſelbſt wenn die Erfahrung manchmal noch poetiſcher ſeyn ſollte, als die Schwärmerei, zu leben wiſſen. So ſcheinen

ſich die Gemälde der Düſſeldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu ſehnen und nicht zu begreifen, wie ſie beides ſchon in der Hand haben. Die Conzeption des Künſtlers iſt auf ſeiner Leiſtung allzuſichtbar. Eine Tendenz nach dieſem oder jenem Eindrucke hin ſpringt ſogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es iſt dies eine Art ſentimentaler Koketterie. Man nehme Leſſings trauerndes Königspaar. An dieſem reizenden Gemälde ſtörte mich von jeher der Schmerz, der der erſte Eindruck iſt, welchen es machen oder wenigſtens vorſtellen ſoll. Die Situation, die Fabel kam erſt hintennach und konnte nur verſtanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer bloß ſo oder ſo beſtimmten und veranlaßten Empfindung findet ſich auch in dem berühmten Bendemann'ſchen Bilde wieder, ob dort gleich die Urſache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da,

wo das Gemälde ſelbſt in die epigrammatiſche Kürze des Schloſſes am Meere übergegangen iſt.

Süße und Grazie iſt das vorzüglichſte Prinzip der Schadow'ſchen Schule, wenigſtens in der Führung des Pinſels. Allein aus dieſem ſchönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entſtehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem ſich den Sinnen zärtlich Einſchmeichelnden. Die Düſſeldorfer Künſtler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantiſchen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn ſie Gelegenheit haben, eine ſchöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das iſt Alles unbeſtritten richtig und charakteriſtiſch. Allein es gibt Gegenſtände im Bereich der Phantaſie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigſten freilich von der Plaſtik), ausgedrückt werden können, und wo eigentlich nur die Muſik die richtigſte Vorſtellung geben würde,

wenn nicht Worte zu den Noten gehörten. Solche dämmernde luftgeſtaltete Momente ſind Göthes Fiſcherknabe, Erlkönig, Bürgers Lenore und ähnliche das Geiſterreich berührende Balladenſtoffe, die, mag man ſie nun bloß in Verſe bringen, oder malen, oder in Muſik ſetzen, niemals eine abgerundete Vorſtellung geben, ſondern immer erſt durch Zuthat der Vernehmenden ergänzt werden müſſen. Eine ſolche nothwendige Thätigkeit ſtört aber beim Gemälde die Einheit des Kunſtwerkes und ſetzt es der Mißdeutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düſſeldorf'ſche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantiſchen Sage, auf dem rechten Wege iſt. Ein klares Bewußtſeyn über die Kunſt wird dadurch ſo wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poeſie wurde. Die Schule wird ſich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produziren. Erſt ein trauerndes Königs-

paar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, kurz dieſe Monotonie wird ſo lange hindurch gehen, bis, um ein Berliniſches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künſtler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle ihres Ideals weggeſchwommen ſind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jeruſalem — dies Alles ſind im Grunde keine Gegenſtände für die Malerei. Nur der Dichter kann ſie erfaſſen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, hiſtoriſche Urtheile mit ihnen verknüpft werden müſſen. Marius auf einem umgeſtürzten Denkmal ſitzend, Zerſtörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, ſondern immer nur ein theatraliſches Stück, eine Schilderei, die der Poeſie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragiſche in einer ſolchen

Compoſition erreicht nur und weiß nur der Dichter wieder zu geben.

Die Münchner Romantik zerrt ſich noch weit mehr mit der romantiſchen Frazze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenſchnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Weſentliches aus. Die Münchner Romantik kann man nur mit jener Heidelbergiſchen Periode unſrer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim, eine gewiſſe ſpielende Bedeutſamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemiſch des Heiligen und Weltlichen, welches wir zufällige Veranlaſſung hatten, in der Skizze über Herrn von Raumer näher anzudeuten. Die Spielereien der Neureuther, Guido Görres, des Grafen Pocci, und Aehnlicher, die die Wände der Münchner Königsſäle mit einem romantiſch-pompejaniſchen Zwittergenre bemalt haben, wollen für den Fortſchritt der Kunſt nichts ſagen.

Auf dem Felde der Charakteriſtik leiſten die Münchner noch weniger etwas. Kaulbachs Narrenhaus iſt eine ärmliche Compoſition, in welcher auch nicht die Spur einer gewandten Gruppirung ſichtbar und wo der Witz weit lahmer iſt, als in der ähnlichen Narrenſcene des trocknen, nüchternen, aber Menſchen kennenden Hogarth.

Ich ſchließe dieſe Bemerkungen mit dem Wunſche, es möchte ein begabter Kopf auftreten, und Leſſings Laocoon neu für unſre Zeit bearbeiten. Die techniſche Meiſterſchaft ſcheint erreicht, die Ideen gähren, Enthuſiasmus ſieht man überall bei Ausübenden und bloß Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs Neue die Gränzen gezogen werden, welche der weiſe Genius der Kunſt zwiſchen Wort, Meißel und Farbe geſetzt hat.

# II.

# Friedrich von Raumer.

Auf der Berliner Univerſität pflegt Herr von Raumer in jenem Zimmer ſeine Vorleſungen zu halten, wo die jungen Theologen gewöhnlich ihre homiletiſchen Uebungen anſtellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Univerſität die Räume der Berliner Minerva ſelbſt betritt. Es weht immer eine friſche ſchattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenſtern des kleinen Hörſaales. Ein Vogel zwitſcherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns dort Herr von Raumer in ſeine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber dieſe Skizze weniger lokal als perſönlich beginnen, und habe vom Ort nur ge-

ſprochen, weil die Menſchen in ihrem äußern Erſcheinen oft von der Lokalität abhängig ſind. Herr von Raumer tritt in ſeine allgemeine Geſchichte, ohne Heft, ein kleiner ſchmächtiger Mann mit ausgetrockneten Geſichtszügen, einem ſehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumſpäht, während über die äſthetiſche, faſt fauniſche Gourmandiſe, welche auf den Zügen liegt, die mit Naſe und Mund zuſammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln ſich ergießt. Herr von Raumer trägt ſich ſchlicht und beſcheiden, und iſt unter ſehr herzlichen Bewillkommnungen ſeiner Zuhörer allmählig auf das Katheder geſtiegen, wo er die vergangene Lektion zu rekapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumers Vortrag beſitzt dieſelbe Trockenheit, die ich ſchon an ſeiner äußern Geſtalt erwähnt habe. Er iſt keineswegs monoton, hat ſogar eine gewiſſe Modulation, allein es

fehlt ſeiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an der Vollſaftigkeit, welche zum Herzen oder zur Phantaſie ſpricht. Herr von Raumer hat eine gewiſſe Muſik, wie ſie Guſikow etwa aus Holzſtäben zu locken weiß. Es iſt daſſelbe kurze, ſchnell verklingende, pointirte Weſen, das nur durch die ſchleunigſte Bewegung und die ſchnellſte Aufeinanderfolge eine gewiſſe harmoniſche Rundung bekömmt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verſtand beſchäftigt. Sein Curſus iſt eine Uebungsſchule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatſachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten ins Zwanzigſte, manchmal auch wohl vom Hunderſten ins Tauſendſte ſpringend und dabei ſelbſt das Widernatürlichſte ineinandernesſtelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik ſeiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt ſeinen Parallelen, Vergleichungen, ſeinen Geſetzen, die er aus kleinen Erfahrungen

zieht, dieſer oft kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenſo großartigen Reduktionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtſchaft, die ſelbſt das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigſten Theilnahme, ohne jedoch etwas davon notiren zu können. Das Praktiſche tritt an Herrn von Raumer ſo entſchieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder ſprechen möchte, keinesweges aber ſchreiben kann. Herrn von Raumers Curſus über Univerſalgeſchichte iſt die reichſte Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Univerſität erſchloſſen werden kann.

Verſuchen wir vom Voranſtehenden einen Schluß auf Herrn von Raumers Stellung dem deutſchen Publikum gegenüber zu machen, ſo zeichnet alle Schriften und ſeine ganze literariſche Carriere überhaupt dieſer eigenthümliche praktiſche Takt aus, der ihnen faſt den Charakter eines Beamten giebt. Die Einen halten die Geſchichte

für eine große Anekdote, und kramen in ihr mit der bloßen Neugier alles wiſſen zu wollen. So Schloſſer. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt ſehen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen, ſo aber, daß ſie auch die Erſten ſeyn können,) halten die Geſchichte für eine Lehrerin, den Weltgeiſt für einen Profeſſor, der in verſchiedenen Perioden verſchiedene Themata abhandelt, der die Geſchichte nur deßhalb macht, um gewiſſe Abſtraktionen und Grundſätze zu beweiſen. Herr von Raumer unterſcheidet ſich dadurch entſchieden von der ſogenannten philoſophiſchen Geſchichtsanſicht, daß er keine Andacht und Bewunderung der hiſtoriſchen Fakta duldet, ſondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform herunter erzählt und dies Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweiſt, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laſter dienen, um zuletzt

doch nur dem guten Mittel, nicht dem ſchlechten Zwecke die Ehre zu geben: die Republiken und Despotien waren zu allen Zeiten gleich, was ihre Achtung vor der Menſchenwürde betrifft; die Uebervölkerung hat immer ihre beſtimmten Abzugskanäle, ſei es nun Krieg oder Peſt oder die Entdeckung eines neuen Induſtriezweiges, der einigen Hunderttauſenden mehr die Exiſtenz ſichert .... Kurz Herr von Raumer geht immer von dem Schiller'ſchen Satze aus und kömmt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole ſich nur im Leben, nichts Neues geſchehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunſt, Oekonomie, das ſind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu gebrauchen pflegt, und die ihm oft das Anſehen geben, als ſchilderte er die Geſchichte nur, um die Thatſachen jener Wiſſenſchaften und Ideenkreiſe zu beweiſen. Er verletzt die Selbſtſtändigkeit der Geſchichte. Sie iſt ihm nur eine Fundgrube von Beiſpielen, die

dazu dienen müſſen, ſeine Lieblingsneigungen zu beweiſen und aufzuklären.

Da man bisher dieſe Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlaſſen hat, ſo iſt er in den Ruf eines Dilettanten gekommen, und hat das Unglück gehabt, an der Authentizität ſeiner Forſchungen, an dem Gelehrtenſtaube ſeiner Quellenſtudien bezweifelt zu werden. Seine klaſſiſche Geſchichte der Hohenſtaufen, ſeine neueſten Quellen-Beiträge zur Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht ſchwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar das Lob des Geſchmackes und der Eleganz, auch das Lob einer feinen Urtheilsgabe zulaſſen würde, jedoch ſeine wiſſenſchaftliche Competenz in einem Grade ſtreitig machen müßte, der für einen Mann des Katheders empfindlich iſt. Herr von Raumer hat die Quellen gründlich eingeſehen, er wird immer den Ruf eines gewiſſenhaften Ge-

lehrten mit vollem Rechte in Anſpruch nehmen dürfen; nur ſeine Behendigkeit, ſein allerdings praktiſcher Blick, ſeine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, ſeine Apropos und vor Allem eine gewiſſe Adminiſtrationsphyſiognomie geben ihm das Anſehen des Dilettantismus, deſſen guter Eigenſchaften er ſich mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer Kritiken über Madame Crelinger ſchreibt, ſollte man noch nicht ſo eilig ſchließen, könne er keine lateiniſche Manuſcripte eingeſehen haben. Der ganze Unterſchied zwiſchen ihm und Herrn Schloſſer iſt hier nur der, jener kennt die Schauſpielerinnen unſrer Zeit und dieſer diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrten ſind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unſrer Zeit zu ſchreiben, Herr Schloſſer ſtudirt über die Moden, die ſchon eine Antiquität geworden ſind. Da ſind' ich keinen erheblichen Unterſchied.

Die Hauptſache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müſſen, ſein ausgezeichnetes Adminiſtrationstalent anzuerkennen und einzugeſtehen, daß er die Geſchichte als ein trefflich routinirter Beamter ſchreibt. Räſonnirende Statiſtik möchte man den Vorzug des Herrn von Raumer nennen; dieſer Ausdruck vereinigt ſeine Trockenheit und ſein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutſchland ſo geſchickt mit Zahlen umzuſpringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebſt einigen benannten Zahlen und Brüchen ſoviel intereſſante Reſultate für die Sittengeſchichte, Nationalökonomie und überhaupt die politiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften. Wo Herr von Raumer in der Geſchichte kein mathematiſches Geſetz entdecken kann, da findet er gewiß ein arithmetiſches. Hieraus entſpringt ſein eigenthümliches Claſſifiziren, das Herüber und Hinüber ſeines beweglichen Geiſtes, der ſich

ſeine Grenzpfähle und Geſichtspunkte abſtecken muß, um die gewaltigen Stoffmaſſen zu bemeiſtern und der Darſtellung derſelben die logiſchen Lichter aufzuſetzen. Die Conſtructionshiſtoriker manipuliren die Geſchichte, als ſäßen ſie im ſauſenden Webſtuhle der Zeit. Sie machen die Geſchichte nach, wie ſie der Weltgeiſt ſelbſt gemacht hat. Ebenſo möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe ſein Handwerk als Weberei. Er ſchürzt hie und da einen Knoten, ſchlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen ſeiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer luſtig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende iſt und einmal in Paris oder in London wieder Neues geſponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder aus „England im Jahre 1835“ im Buchhandel zu erſcheinen. Herr von Raumer zeigt ſich dem Publikum im Zuſtande des Avant, pendant und

après. Seine Raſtloſigkeit geſtattet ihm ſogar, ſich öffentlich in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit dieſe Mittheilungsluſt, die ſich ſogar auf rohe Materialien erſtreckt, ſehr übel genommen. Allein hätte man ſich eingeſtanden, daß Herrn von Raumers wahrer Kern die räſonnirende Statiſtik iſt, ſo würde man finden, daß zwiſchen ſeinen ausgearbeiteten Geſchichtswerken und den Materialien dazu ein ſehr unſchuldiger, natürlicher Uebergang ſtatt findet.

Dieſer Hiſtoriker begann ſeine Laufbahn im Cabinet des Fürſten Hardenberg. Eine unbegränzte Liebe zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften vermochte ihn, ſeine Stellung aufzugeben und eine Breslauer Profeſſur zu übernehmen. Sein Abſchied als Beamter hinderte ihn aber nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit ſich auf die Univerſität zu nehmen und allen ſeinen Leiſtungen die oben angedeutete adminiſtrative

Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo dieſe ehrenwerthe Provinzialhauptſtadt, als geweſener Heerd der preuſſiſchen Nationalbewaffnung, einen Aufſchwung erhalten hatte, dem zuerſt die Univerſität und der Turnergeiſt, ſpäter das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewiſſe äſthetiſche Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen breslauer Blüthenperiode nicht abſprechen. Es waren mancherlei geſellige, beſonders theatraliſche Elemente, die damals, wie überall in der Reſtaurationszeit, gerade einen gar erheiternden Zuſammenſtoß in Schleſien feierten. Herr von Raumer nahm mit ſchalkiſcher Laune an dieſer Stimmung Theil, und miſchte etwas Liberalismus, etwas Statiſtik und Hohenſtaufenſchwärmerei zu der fröhlichen Exiſtenz hinzu. Will man einen ſprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, ſo leſe man ſeine Reiſe nach Venedig, ein

Buch, das theils von Macchiavell, theils von Adam Smith, theils aber auch von Thümmel geſchrieben ſeyn könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige Italieniſche Gegenden und Wirthshausſcenen beſchrieben, zum großen Theil aber nur Witze, mitunter gute, mitunter ſchlechte, geriſſen.

Herr von Raumer kam als Verfaſſer der Hohenſtaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Reſidenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauſpiel und Farce in blühendem Zuſtande waren, und es ſogar von der ſogenannten Geiſtesphiloſophie nicht verſchmäht wurde, an jenen äſthetiſchen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmählig charakteriſtiſch wurde und von unſerer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es iſt etwas ſchwer zu begreifen, wie man erſt eine Reiſe, in welcher die ledernen Hoſen des

Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle ſpielen, ſchreiben, und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Myſtik, Ironie, Tieck- und Solgerſche Kunſttheorie auftreten kann. Es wird wohl ein Theil dieſes Widerſpruches im Zeitgeiſt und ein andrer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geſchichte der Hohenſtaufen war eine der Hauptſtützen des in Deutſchland um ſich greifenden mittelalterlichen Weſens. Ideen über Deutſchlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Beſtrebungen knüpfte man am liebſten an eine Periode an, welche die einzige zur Erhabenheit ſich gruppirende der deutſchen Geſchichte iſt. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenſtaufen ſpukte, zündete viele deutſche Gelehrte an, die oft um ſo heftiger flackerten, je trockner das Holz war, aus welchem ſie der Schöpfer geſchnitten hatte. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbaroſſa wurde

viel geſchwärmt, viel Tragödien begannen ſich zu dichten; ſelbſt bis in die Moskowitiſchen Wälder, wo damals noch Herr Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigſtens in der Poeſie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer ſchürte durch ſein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne ſich ſelbſt von ihr anſtecken zu laſſen, wenigſtens von hiſtoriſcher Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geſchichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthuſiasmus verſetzen wollte; denn die Geſchichte iſt ſeine Freundin, ſeine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion ſteht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, ſondern nur kleine Erfahrungsſätze, kleine Maximen, kleine Analogien durchſpricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, ſo muß es von einem andern Gebiete herkommen. Herr von Raumer iſt Supernaturaliſt, in der Religion zum kleinern Theil,

zum überwiegenden in der Aeſthetik. Er nimmt an, daß es gewiſſe verſperrte Gränzen des Gedankens giebt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewiſſe, doch Wahrſcheinliche heraustaſten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, ſo iſt es dieſe fröhliche und etwas anomale Kopfhängerei deſſelben. Er kann fünf und fünfzig Minuten hintereinander frivoliſiren, und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewiſſe Glaſur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Myſtikern zu ſehen gewohnt iſt. Herr von Raumer ſpricht dann gewöhnlich von der Gründung der Chriſtuslehre, von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Aſſiſi oder von der Solger'ſchen Ironie, welche letztere ihm recht der Ausdruck dieſes Kampfes zwiſchen dem klugen und muntern Verſtande und einer angebornen Herzens-

ſehnſucht iſt, eines Kampfes, deſſen Schlachtfelder oft genug in ſeinem Innern liegen.

Des Gemiſch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutſchland mehre Stufen erlebt. Die erſte war die, auf welcher Görres in München noch ſteht, und auf welcher ſich ſein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem ſie kindiſch-kindlich mit dem Heiligen ſpielen, Bilderbücher für alte Leute machen, wo die Unbeholfenheit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung abſichtlich wieder gegeben wird. Derjenige, welcher in das Gemiſch des Heiligen und Weltlichen ſchon ſeinen proteſtantiſch-uckermärkiſchen Geiſt mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Er war ſchon nicht mehr das unter Blumen ſpielende Lamm, wie Brentano, ſondern es ſtörte ihn zu wiſſen, daß die Lämmer geſchoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt iſt, wo an der Wolle nur geſehen wird, ob ſie hübſch fett und

vom Lamm geſchoren iſt. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Verſuchen in der ſpielenden und frommen Poeſie endlich in ſeinen Novellen als eigne Kunſtform behandelte und von Solger in die Aeſthetik einführen ließ. Herrn von Raumers eigenthümlicher Gemüthsbeſchaffenheit konnte nichts ſo Anſprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre ſeinen geſunden Menſchenverſtand, der ſo gut rechnen, der ſo praktiſche Anſichten über Findelhäuſer und Armenanſtalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewiſſe heimliche, norddeutſche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbſtück an ihm iſt und das Meiſte dazu beiträgt, ihm jenes oben geſchilderte einfache, ſchlichte und bürgerliche Ausſehen zu geben. Dieſe Ironie hat Herr von Raumer ſeither nicht mehr verlaſſen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entſchiedenen Partei-

gängern ihm ſo heftig, und wenn man dabei verlangt, jede Originalität ſolle ſich von dem Hammer des Zeitgeiſtes breitſchlagen laſſen, ſo unbillig vorgeworfen iſt.

Zunächſt darf man nicht einmal unerwähnt laſſen, daß jener trockne geſunde Verſtand es war, der Herrn von Raumer trieb, ſich bei der durch die Julirevolution geweckten politiſchen Diskuſſion nach Kräften einzumiſchen. Er gab ſeine Entwickelung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus, und war vielleicht nur durch die erſte Abfaſſung und durch die Scheu, welche jeder freie Mann vor ſeiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widerſprechenden, Unbeſtimmten, des zweifelhaft Gelaſſenen eine große Partie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen iſt dieſe Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die einzelnen Theile der Darſtellung ſtehen in keinem recht ſyſtematiſchen Zuſammen-

hange, die Entwickelung hat die Form des Fragmentariſchen und Beiläufigen und geht ſelten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, welche ſich unter der Hand der Geſchichte bildeten, doch ſtatuiren muß, ohne darum Hegelianer zu ſeyn. Herr von Raumer hat überhaupt in dieſer Schrift ſeine große Hinneigung zum Formellen und Unweſentlichen an den Tag gelegt, er hat ſich wieder den Vorwurf müſſen gefallen laſſen, von den Einen, daß er auf die Wiſſenſchaft, von den Andern, daß er ſogar auf die Wahrheit dilettire. Er hat die Ueberzeugung faſt immer als eine Geſchmacksſache dargeſtellt und nicht verbergen können, wie ſehr die geiſtreiche Motivirung, die Form und der oft nur ſprachliche Ausdruck der verſchiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf ſein Urtheil einfließen. Es herrſcht weniger ſtrikte Philoſophie in dem Werke, als ein Maaßſtab, der vom Theater, von der Kunſt, von der Lite-

ratur überhaupt, auf eine Branche der Letztern übertragen wird, da doch des Verfaſſers Gegenſtand weit mehr lebendige Thatſachen als Bücher waren. Man hat ſchon anderſeits hervorgehoben, Herr von Raumer könnte eine ganz beſtimmte Meinung eben gefaßt haben, und in dem Momente käme der Verfaſſer von the Beauteful and the Sublime mit ſeinem rhetoriſchen Farbenſpiel und alles wäre hin, Satz, Gegenſatz, Vorausſetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen ſeiner Paragraphen mehr.

Dieſe Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbſttäuſchung nennen kann, hat ſich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer anſehnlich gemildert. Es giebt hier viel Umſtände, die, um jene Erſcheinung erklärbar zu machen, zuſammenwirkten. Im Allgemeinen iſt es wohl das Gefühl der Iſolirung, was Herrn von Raumer in

ſeinen jüngſten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches ſchwierige Verhältniß nicht mehr ſcheute und hie und da eine für ſeine Stellung wichtige Rückſicht zu verletzen wagte. Einen gewiſſen Supranaturalismus würde Herr von Raumer ſehr gern zugeſtanden haben, allein der Pietis-mus und die Muckerei ſind denn doch Extreme, wo man ſich in Acht nimmt, auch nur die ge-ringſte Conzeſſion ohne Clauſel zu geben oder überhaupt Sätze aufzuſtellen, welche der Fana-tismus könnte für ſich in Anſpruch nehmen. Andre Beſtrebungen mußten mit gleich nieder-ſchlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegelſche Schule, die juriſtiſch-pietiſtiſchen Fauſt- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclu-ſiver Richtungen, die ſich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewieſenen, hoffentlich nur proviſoriſchen deutſchen Cenſur-anſtalt erſtreckten. Dazu kömmt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von

Raumer bisher gewohnt war; das ſichtliche Abſterben des Tieck'ſchen Talentes, der Mangel aller Ironie in unſrer ziemlich ernſten Zeit, die Verdächtigung des Spaßes und eine Unbehaglichkeit, die ſich ſogar auf die geſellſchaftliche Exiſtenz erſtrecken muß, wenn man bedenkt, wie ſehr ſeit zehn Jahren das Parteiweſen und der Meinungsſtreit ſich bis in die innerſten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verſtimmt über dieſe Erfahrungen reiſte Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeuſſerlichkeit dieſer engliſchen Reiſe war eine ſtille Proteſtation gegen Verhältniſſe, welche ihn beengten. Herr von Raumer ſchrieb, als er ſeine Reiſe wiederholte, an ſämmtliche deutſche Zeitungsredaktionen und bat ſie inſtändigſt, dem Gerücht, als reiſe er auf Staatsunkoſten, zu widerſprechen und im Gegentheil herauszuheben, daß er auf ſeinen eignen Beutel reiſe. Was ſollte dieſe Reklamation bedeuten?

Sollte ſie ihn vor der engliſchen Tory-Kritik in Schutz nehmen, die ihn erſt einen „verlaufenen Landſtreicher“ genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reiſe empfing, leicht auch einen „beſoldeten Agenten“ hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geſchah, andeuten, daß ſie ſehr gut hätte geſchehen können? Ich glaube das Letztre, ich glaube an die Verſtimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verſchiedenſten Urtheile hervor gerufen. Der hauptſächlichſte Mangel deſſelben iſt wohl der, daß es die Beſchreibung einer Reiſe enthält, die der Verfaſſer nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte. Einen ſolchen Reiz, wie Fürſt Pückler ſeinen verſtorbenen und ewig jungen Briefen gab, konnte er erſt in dem Augenblick beſchwören, wo er ſich entſchloß, n i e wieder nach England zu reiſen. Auch Herr von Raumer ſuchte das

high life der Ariſtokratie der Meinung und der Bildung ins Auge zu faſſen. Was wird er aber von ihm ſagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Geſellſchaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptſächlichſte Mangel dieſer Reiſe iſt der, daß er ſie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die engliſche Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterſcheiden. Jene ſind leicht zu entſchuldigen bei der Maſſe von Stoffen, die ſich einem ſolchen Sichfürallesintereſſirer zur Beachtung darboten und bei ſeiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entſchiedenen Whiggismus, dem ſich Herr von Raumer zuwandte, und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von J. Ruſſel im Parlamente zitirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem ganzen kothigen Humor, welchen die Engländer Kritik

zu nennen pflegen, überſchüttete. Weit mehr für ſich hat das andere von dem Quarterly Review aufgeſtellte Axiom ſeines Tadels: Du kömmſt nach England als ein Bewunderer deiner heimathlichen autokratiſchen Staatsformen und willſt bei uns den Revolutionär ſpielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo ſich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Oppoſition nicht verſtehen, die in dem Buche: England im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verſtimmte Gegenwart, welche bei gewiſſen Leuten ein heißes Blut müſſen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlöſung unſrer gegenwärtigen Zuſtände wichtiger ſind, als wenn Herr von Raumer in ſeinem Buche eine komplette Demagogie entwickelt hätte; andererſeits iſt der Deutſche von Haus aus unfähig, fremde Verhältniſſe nach ſeinen eigenen zu beurtheilen.

Das Fremde iſt für ihn immer Sache des Studiums, wie ſehr ihm auch in der Heimath die perſönliche Erfahrung auf die Finger brennt. Was die Kritik des Quarterly Review an Herrn von Raumer ausſetzt, wird mehr oder weniger die Schwäche aller Deutſchen ſeyn.

Im Uebrigen iſt die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, welches ihr an hiſtoriſchen Excerpten und Commentarien angehängt worden iſt, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer iſt wieder zu ſeiner räſonnirenden Statiſtik zurückgekehrt und erzählt uns in demſelben Athem, wie man den Hamlet auf Drulylane gegeben und wie viel Oxhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrſt. Auſtin hier überſetzt hat, konnten die Engländer ſich überzeugen, daß in ſolchen Regiſtraturarbeiten die Deutſchen Meiſter ſind, und daß ſelbſt Männer, die über die Kunſt

und ſchöne Literatur ſprechen, doch den Viehbeſtand einer Nation und die Maſtungsmethode der iriſchen Gänſe für Gegenſtände ihrer Unterſuchungen halten. Finden ſich dieſe Fragen zufällig in der Reiſe des Herrn von Raumer nicht gelöſt, ſo kann man doch die Verſicherung geben, daß er Notizen darüber mit Freuden würde empfangen und aufgeſchrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, ſo bleibt es feſt, daß Herr von Raumer, in der unnützen Beſorgniß für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft ſehr langweiligen Begriff von der Gelehrſamkeit hat. Seine ſtatiſtiſch-archivaliſchen Expoſitionen ſind ſelten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht, durch welche Selbſttäuſchung beilegt. Seine Dokumente über Friedrich den Großen ſollen wenig Neues enthalten. Seine Unterſuchungen über Maria und Eliſabeth erſchöpfen ſich in ganz ſpitzfindigen und langweiligen Di-

ſtinktionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umſtürzen werden. Kein Menſch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verſe mache, aber Jedermann fühlt ſich durch eine Autorſchaft beläſtigt, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statiſtik der engliſchen Eſſigfabriken ſprechen wird. Dieſe flackernde, irrlichternde Rührigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu iſoliren und zu einer perſönlichen Grille zu ſtempeln, der grade ſo großen Beruf zu haben ſcheint, ſich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheile deſſelben als ein ſtets mit gleicher Klarheit ſichtbarer Leitſtern zu dienen.

Möchte der Zweck dieſer Skizze nicht verkannt werden! Sie ſoll einestheils die Perſon ſelbſt, der ſie gilt, veranlaſſen, ſich den Beſtrebungen und Verhältniſſen der Nation enger und aufrichtiger anzuſchließen; anderntheils aber auch

die Verdächtigungen zurückweiſen, die man von mancherlei Seiten her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat. Da wo man Alles vermißt, ſetzt man das Geringe, was man allenfalls beſitzt, außer aller Wirkſamkeit. Je weniger man von Herrn von Raumer fordert, deſto größer wird die Ueberraſchung ſeyn, wenn er in ſeinen Leiſtungen unſre Erwartung übertrifft. Wer, wie ich, niemals an Herrn von Raumer die Zumuthung geſtellt hat, irgend eine mir wünſchenswerthe Rolle zu ſpielen, der wird ſich nie bequemen können, den Vorurtheilen unbedingten Raum zu geben, von welchen dieſer Gelehrte verfolgt zu werden pflegt.

## III.

# J. P. von Rehfues.

Digitized by Google

Die eigenthümliche Wärme, welche den ausgezeichneten in Italien ſpielenden Roman: die neue Medea, belebt, kann man ſich nur aus den Umſtänden erklären, welche die allmälig gelüftete Autorſchaft deſſelben begleiten. Der Verfaſſer lebte Jahre lang unter dem italieniſchen Himmel, in dieſen blauen Fernſichten eines unermeßlichen Horizontes, in den Abwechſelungen des italieniſchen Lebens, wie ſie von den erhabenſten Erinnerungen der Vergangenheit ſich allmälig zu den wunderlichen Sitten der Gegenwart, von der Pracht jener weltlichen und geiſtlichen Autoritätsrepräſentationen bis zu dem wirren Durcheinander eines ſelbſt im Elend fröhlichen Volkslebens abſtufen. Und doch iſt die an-

gedeutete Wärme hier nicht die alleinige Frucht der Autopſie. Wer Italien in dem Momente, wo er es ſieht, ſchildert, ſchildert weit mehr ſeine Entzückung, als die Wahrheit des Gegenſtandes, die ihr zum Grunde liegt. Italien hat durchaus nicht jene üppige, lachende Farbenpracht, welche in den Tagebüchern italieniſcher Reiſen blitzt und lockt. Es liegt vielmehr auf der Schönheit dieſes Landes ein dünner, kaum ſichtbarer Flor, der die Farben alle mit etwas kreidiger Zuthat verſetzt und ihnen jenen zauberhaften Schmelz, jenen verführeriſchen Schein von Ermattung, jene Sieſtenruhe der Schönheit gibt, die auch auf den prangenden und farbenſatten Gemälden dieſes Romanes unverkennbar liegt. Mit einem Worte, wer das italieniſche Colorit richtig treffen will, muß die Sehnſucht nach Italien malen, dies ſtille Verlangen nach dem beglückenden Wiederſehn in jenen Gedächtniſſen, die einſt das italieniſche Leben mit raſcher Neugier in ſich

hmen und ſich durch die Stufenfolge von er-
nden Erfahrungen, die vom Fuß der Alpen
bis hinunter an den Golf von Neapel gemacht
werden, ſchon auf die Wunder des tiefern Sü-
dens wie auf etwas weniger Wunderbares vor-
bereiten konnten. Dieſe Lichter der Sehnſucht,
welche in den Romanen unſers Verfaſſers auf ſei-
ne Gemälde geſetzt ſind, dieſes Helldunkel der Er-
innerung gibt ihnen einen ſo wunderbaren Lokal-
reiz und eine ſo ſeltene Wahrheit der Tinten und
des Hintergrundes, daß man durch dieſe Vor-
züge entſchädigt ſeyn würde, wenn der Verfaſſer
in ſeinen Geſtalten und Combinationen, in ſeiner
Menſchenkenntniß weniger ausgezeichnet wäre,
als er es iſt.

Die Deutſchen ſind ein Volk, welches bis jetzt
für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat.
Dennoch pflegen ſie in neuerer Zeit alles nach
der Politik zu beurtheilen. Der Verfaſſer des
Scipio Cicala imponirte, ſo lange er ſein In-

cognito behaupten konnte. Plötzlich erfuhr man, daß derſelbe eine Hauptſtütze der conſervativen Partei war; in dem Augenblicke hörte der Verfaſſer des Scipio Cicala auf, für einen großen Dichter zu gelten. Ich weiß nicht, ob ich ſagen darf, daß dieſe Art, Gerechtigkeit zu üben, eines großen Volkes würdig iſt. Eines freien Volkes würdig iſt ſie nicht. Wäre der Verfaſſer des Scipio Cicala in der Lage, in welcher Lamartine und Chateaubriand ſind, kein Franzoſe würde, wenn auch ſeine Geſinnungen, doch ſeinen Styl, ſeine Phantaſie, ſein außerordentliches Erzählungstalent in Abrede ſtellen. Je geringer unſere politiſche Tüchtigkeit iſt, deſto eiferſüchtiger ſind wir darauf. Wir haben die großen Dichter nicht im Ueberfluß, und ſollten von dem Verf. des Scipio Cicala und der neuen Medea, in Betreff ſeiner politiſchen Meinungen ſagen: Tant pis pour lui! in Betreff ſeiner claſſiſchen Ver-

dienſte aber ihn auch nicht um einen Stengel an ſeinem Lorbeerkranze verkürzen.

Die Menſchen wollen nur immer Perſonalitäten, äußre Kennzeichen und Couliſſendetails haben. Viele leſen ein Buch, und urtheilen darüber erſt, wenn ſie wiſſen, wer der Verfaſſer deſſelben iſt. Ueber einen Mann, der z. B. hinkt, urtheilen wir ſchon gleich freier, als wenn wir von ihm nur wiſſen, daß er ein Buch geſchrieben hat. Man hatte nicht nöthig, ſich über den Verf. des Scipio Cicala erſt bei dem Leumund der Welt zu orientiren; man konnte die conſervativen Geſinnungen deſſelben, mit ihren reſpektabeln und zweifelhaften Seiten aus dem Romane ſelbſt entnehmen. Ich wies ſie dem Verf. damals ſogleich nach, wurde durch die ſpätere Enthüllung des perſönlichen Geheimniſſes nicht überraſcht, und ſcheue mich nicht, auch dieſer neuen Produktion einer reifen und poetiſchen Beobach-

tungs- und Erfindungsgabe die gebührende Huldigung darzubringen.

Wir ſind in den Anfang des 17ten Jahrhunderts verſetzt. Wir ſehen Neapel, das adriatiſche Meerufer und Venedig vor unſern Blicken ausgebreitet. Dort ruht die ſpaniſche Herrſchaft auf einem Volke, welches die Freiheit niemals gekannt hat, und ſie in geiſtigen Dingen viel zu wenig zu behaupten weiß, als daß es den Druck der fremden Ketten gefühlt hätte; hier ſinken die ſtolzen Paläſte und Kräfte der venetianiſchen Republik allmälig auf ihren Lagunenpfählen ein, wie man noch heute mit Bedauern in der Markuskirche ſieht, daß der muſiviſche Fußboden derſelben ſich geſenkt hat und uneben geworden iſt. Einige Griechinnen beſchäftigen uns, einige Abendländer, die, in der Normandie geboren, auf der ſpaniſchen Flotte einiges Anſehen erlangt hatten und vom Dichter wohl in die Nähe der ihrer bedürftigen Vicekönige gebracht werden durften.

Die Liebe braucht hier mancherlei Verſchlingungen, um ihr ewiges Lied, das mit Scherzen beginnt und mit Thränen aufhört, durchzuführen. Bald ſtehen wir auf dem Feſtlande der Geſchichte, bald ſchaukeln wir uns auf dem Nachen der Dichtung; die bald Sonnenſchein, bald Sturm und Gewitter zu zaubern weiß. Das Ganze beginnt wie eine Mythe und endet wie ein Stück ins Meer verſenkter Geſchichte, wo man wohl die Stätte weiß, daß etwas vorfiel, aber wo noch keinem Taucher eine glückliche Entdeckung gelungen iſt. Einer dieſer Taucher iſt Prof. Ranke in Berlin. Je weniger er über die Geſchichte einer venetianiſchen Verſchwörung zu Anfang des 17. Jahrhunderts etwas Gewiſſes zu ſagen weiß, deſto mehr konnte der Verf. der Medea darüber Fabeln und ſinnreiche Dichtungen aufſtellen.

Der Verf. verſteht die Kunſt, ſeine Charaktere fortwährend im epiſchen Bereiche zu erhalten.

Sie tragen nie den Sieg über die Darſtellung ſelbſt davon, ihre Leidenſchaften ſind nur an ihre Schickſale geknüpft, ihre Thaten verwandeln ſich ſchnell in Ereigniſſe. Nichts ſtört die harmoniſche Gleichmäßigkeit, mit welcher der Verf. auch die lebhafteſten Situationen auf den Teppich ſeiner ruhigen Erzählung ſticken kann. Das Außerordentliche wiegelt die Darſtellung nicht auf, reißt den Faden der Geſchichte nicht ab und zwingt ihn zu keiner neuen Anſpinnung, ein Mißgeſchick, aus welchem die neure Romantik eine Tugend gemacht hat. Die erſten Theile des Romanes enthalten wenig Handlung und ſind doch voll ſpannender Momente. Der Verf., alle dramatiſchen Reizmittel verſchmähend, eröffnet uns die Perſpektive des Volkslebens, wo ſeine Erzählung einen Augenblick ruhen muß. Er beobachtet die Stunde und das Jahr, er läßt die Lokalitäten in einander verſchwimmen, er kömmt ſchon durch die glückliche Wahl des Stoffes nie in Ver-

ſuchung, von ſeinen Situationen abzubiegen, die Momente wahrzunehmen, wo grad' eine vorüberſegelnde Zufälligkeit ihm ein Seil zuwirft, das er erhaſchen muß. Auch die neue Medea iſt aus dem vollen Borne des Lebens geſchöpft, eine organiſche, in ſich gegliederte Kette von Zufällen, die erfunden, und von Erfindungen, die zufällig ſind. Wahrheit und Dichtung verſchlingen ſich zu dem lachenden, heitern, auf ſeine plaſtiſchen Muskeln und Sehnen ſtolzen Reigen der Wirklichkeit.

Wer Romane aus Neugier lieſt, würde einen Auszug aus der Medea weit lieber haben, als die Dichtung ſelbſt. Er wird bei dieſer alle Augenblicke ſich gefeſſelt und gehemmt fühlen, er wird den Gang der Erzählung für das Intereſſe, welches ſie ihm eingeflößt hat, viel zu langſam finden. Wer die Romane dieſes Verf. lieſt, ſoll aber mehr als neugierig ſeyn. Grade in der zitternden Ruhe, ihrer wogenden, meeresgleichen

Bewegung liegt für den unverdorbenen Geſchmack ihr größter Reiz. Man folgt, wenn man zu genießen verſteht, hier mit Wohlbehagen allen Ausſchweifungen, welche ſich die Erzählung erlaubt; man lauſcht dem Geſpräche des Volkes, man betrachtet ſtaunend die Kunſtwerke, die der Verf., ein zweiter Philoſtrat, ſo beredt in ihrer Bedeutung von der Wand zu löſen verſteht. Man hört ihm über die Verwickelungen der Zeit und die politiſchen Sitten mit lernbegierigem Ohre zu, man prüft die Philoſophie, welche der Verf. zur Moral ſeiner Heldenfabeln macht, verwirft ſie vielleicht, ſucht ſie aber zuvor zu faſſen und in ihrem Umfange in ſein Verſtändniß aufzunehmen. Wir haben in der Oper Momente, wo keine Perſon auf der Bühne iſt, wo wir nur den Hintergrund der Scene ſehen und doch nichts vermiſſen, weil wir fühlen, daß dieſer Moment nur von den Klängen der Muſik, die hier etwas Tiefes zu ſagen hat, ausgefüllt werden kann. Dieſe Augen=

blicke treten oft in des Verfs. Romanen ein und ergreifen mächtiger, als manches, was er geglaubt der Handlung beifügen zu müſſen, und was leider diesmal in der Medea zuweilen etwas derb und beinahe undelikat gerathen iſt.

Das Intereſſe, welches ich an der Lektüre dieſes Dichters ſtets genommen habe, glaub' ich auch diesmal nicht beſſer ausdrücken zu können, als durch einige negative Bemerkungen in Betreff des neuen Romans, die jedoch ſeinen zahlreichen Vorzügen keinen Eintrag thun ſollen. Ich glaube, daß unbeſchadet des ſpannenden Reizes, der in der ganzen Erzählung liegt, doch der Charakter Laura's weder klar gedacht, noch klar gezeichnet iſt. Sie iſt eine Griechin. Es ſoll damit etwas ausgedrückt und geſagt ſeyn, und nirgends tritt ſie als ſolche hervor. Sie iſt es nur beiläufig und gleichſam nachträglich. Sie ſoll Medea verglichen werden. Ihre Zauberkünſte bilden, dem Titel des Romans zu Folge, die Hauptgrund-

lage und den höhern Wendepunkt der Erfindung. Wo zeigt dieſelbe aber wohl die geringſte Nothwendigkeit? Würde irgend etwas in der Erzählung anders ſeyn, als es iſt, wenn auch das nächtliche Element der Medea, der Zaubergürtel der Venus, und die Konſtellation der Geſtirne in ihr gänzlich fehlten? Gewiß nicht; dieſe ganze Zuthat liegt außerhalb der Fabel und vermengt ſich nicht, wie Oel nicht mit Waſſer. Es iſt ein ganz gezwungenes und eigenſinnig behauptetes Ingrediens unſres Romanes und in ſeiner durchaus mechaniſchen Verknüpfung mit demſelben um ſo anſtößiger, als ſogar der Titel des Buches, die höhere Weihe deſſelben, davon hergenommen und darin begründet iſt. Man ſieht an Laura nichts Medeenhaftes: ſie iſt ein gekränktes Weib und rächt ſich nach langer den Schmerz und die Erwartung faſt abkühlender Pauſe: ſie könnte jenes ſeyn und dieſes thun, auch ohne die Erinnerung an Medeen, auch ohne die griechiſche Hei-

math, auch ohne den Zaubergürtel, der nur dazu dient, die kurz vorm Schluß etwas ſchlaff auseinanderfallende Erzählung wieder zuſammenzuhalten und aufzuſchürzen.

Dieſer Vorwurf, den der Verfaſſer gewiß ſelbſt erwartet hat, würde, in eine entſchiedenere Sprache überſetzt, darauf hinauskommen, daß an dem Romane die Hauptſache verfehlt iſt und die Mittel weit hinter dem Zwecke zurückblieben. Allein die Milderung deſſelben liegt eben darin, daß das Hauptintereſſe an der Handlung, wie der Verfaſſer es ſtellen will, erzwungen iſt und dem harmloſen Leſer nicht im Entfernteſten einfällt, die Medeenkünſte an Laura für intereſſanter, als die Schickſale Jacques Pierres zu halten. Daß Zweck und Ausführung an dem Romane entgegengeſetzt wirken, bietet ſich bei der Lektüre nicht unwillkürlich dar, man wird dadurch nicht geſtört und kann nur den Verfaſſer bewundern, der doch ſonſt in Abwägung des künſtleriſchen

Gleichgewichts ein ſo großer Meiſter iſt und dieſen Mangel an Ebenmaaß nicht bemerkt hat. Der Titel und einige kleine Excurſe über Laura's Zauberei ſind das Einzige, was ſtört. Alles Uebrige geht ſeinen herrlichen, von der Caprice des Verfaſſers glücklicherweiſe ganz unabhängigen Gang.

Der Verfaſſer liebt weibliche Charaktere, die die Leidenſchaft kennen, aber dabei den Gebrauch der Sinne verachten; oder wie ſoll man jene Geſtalten bezeichnen, die nach dem Typus von Porzien im Scipio eingefugt ſind? Laura wetteifert mit Porzien in einer Philoſophie, die ihnen beiden der Verfaſſer als den objektiven, thatſächlichen, von ihm nur copirten allgemeinen Ausdruck der Weiblichkeit unterlegt. Der Verfaſſer will in Porzien und Laura, wo beide ihre frühern Geliebten in dem Augenblick verſchmähen, wo ſie ſich ihnen nur noch aus Sinnlichkeit hingeben, etwas allgemein Weibliches, oder wenigſtens etwas Moraliſches zeichnen; ich glaub' aber nicht,

daß das, was unnatürlich und unwahr iſt, jemals weiblich ſchön und moraliſch ſeyn könne. Hat Laura ſo tief begründete Anſprüche auf die Delikateſſe, mit der ſie von Jacques Pierre behandelt ſeyn will? Kann ſie gegen ihn Empfindungen hegen, die von der Sinnlichkeit abſtrakt ſind? Porzia konnte es gegen Scipio: Porzia war eine Nonne, Scipio ein Renegat: Porzia war eine Jungfrau. Laura iſt weder Jungfrau noch Nonne; ſie war Jacques Pierres Concubine: ſie hat ein Kind von ihm. Noch mehr, Laura iſt nicht einmal geiſtig rein, ſie kann unmöglich bei ihren Zauberkünſten jene Feinheit der Empfindungen bewahrt haben, die ihr der Dichter unterlegen will. Medeas Gefühle müſſen ſinnlicher, ja raffinirender Art ſein. Die Nothwendigkeit der Natur und ihres Charakters verlangt dies ſo. Eine Zauberin, eine wenn auch noch ſo poetiſche Concubine kann nicht jene Scene ſpielen, mit welcher das fünfte Buch ſchließt. Sie würde

bei Jacques Pierres Anträgen immer geglaubt haben, daß, wenn ſie nur erſt den Leib wieder hätte, die Seele und das Herz bald nachfolgen würden.

Ich ſage nichts von der Bangigkeit, in welche mich jene Darſtellungen verſetzten, wo der Verfaſſer die deutſchen Werbſoldaten ſo entſetzlich viel Biederkeit und Abneigung gegen die Revolution verſchwenden läßt. Ich halte ſolche Erörterungen, wie ſie vom Grafen von Naſſau und ſeinem Hauptmann und ſpäter ſogar von den Gemeinen ausgehen, für unpoetiſch. Ich denke nicht daran, den Verfaſſer hier ſein politiſches Glaubensbekenntniß entgelten zu laſſen; nicht im Entfernteſten. Nein, die Aeſthetik grade verbietet ſolche Epiſoden, ſolche direkte Tendenzbeziehungen, weil ſie wiederum unwahr, dem damaligen Zeitgeiſte ganz unangemeſſen ſind und einen Ton in die Darſtellung bringen, die die Darſtellung ſelbſt um ihre Rechte bringt. Die deut=

ſche gutmüthige Beſchränktheit im Contraſt zu andern Charakteren, die in Italien, Spanien, wo ſie wollen, ſpielen, ſchildern, das iſt ſchön und rührend! aber jene bürgerlichen Haustugenden der Deutſchen, die nur von ihrem Mangel an Blut und ihrer Kleinſtädterei herrühren, dieſe poſitiven und ſich breitmachenden Beſchränktheiten dem leidenſchaftlichen, poetiſchen Feuer anderer Nationen gegenüber in großartige Rechte einzuſetzen, das mißlingt immer und macht wenigſtens auf Deutſche, die recht gut wiſſen, woher all unſre Tugenden und Laſter ſtammen, einen widerlichen Eindruck. Der Engländer iſt doch wahrlich ein unpraktikabler Egoiſt und hält ſein Land für das erſte der Welt. Aber wo er in Dichtungen, die außerhalb Englands ſpielen, einen Engländer auftreten läßt, thut er es nicht anders, als um ihn lächerlich zu machen. Ich kann die Wahrheit, die in dieſer Bemerkung liegt, nicht auseinanderſetzen, ſie iſt im Gemüth be-

gründet, ſie iſt im idealiſchen Weſen der Dichtung begründet. Wie kann unſer flausrockiger Nachbar in den Gebilden meiner Phantaſie einen andern Werth anſprechen, als einen komiſchen? Wie kann ich ihn unter meine Helden, die ich in Italien oder wo ich will außerhalb Deutſchlands ſich entwickeln laſſe, wie kann ich ihn da anders als ſatyriſch einführen? Das Beiſpiel vom Engländer beweiſe dem Verfaſſer, daß dieſe Bemerkung aus einem der Politik durchaus entfernten Gefühle fließt, nicht aus der ſpeciellen Wahrheit der Partei, ſondern der allgemeinen und großen Wahrheit der Natur.

Der Schluß der neuen Medea iſt ergreifend ſchön. Nur wer die nächtliche Stille venetianiſcher Lagunen kennt, begreift die Melancholie, welche auf dem Tode der Helden des Romanes liegt. Auch der Waſſertod entſpricht auf verlockend zauberiſche Weiſe den in der Ferne geſungenen Stanzen aus dem Taſſo. Das ſterbende

Jeruſalem wird getröſtet durch das befreite. Eine tiefe Lähmung aller elaſtiſchen Springfedern des Gemüthes bemächtigt ſich unſrer. Wir enden die Lektüre, indem wir die Grauſamkeit der Erzählung verwünſchen und dem Dichter danken, daß er auf das grelle Finale doch eine ſo ſchwärmeriſch verſöhnende Dämpfung zu legen wußte. Sie ſterben alle, ſie ſterben ſchmerzlich dahin; aber ſie ſterben nicht ohne Hoffnung, ſie ſterben, weil ſie müſſen, und wir weinen nicht einmal, weil eine ſanfte verſöhnende Abendruhe über uns kömmt und wir im Tode hier nur mit Auferſtehungsgedanken geweckt werden.

Digitized by Google

IV.

# Karl Immermann.

In ſeinem neueſten Werke, dem erſten Romane, den er geſchrieben, „die Epigonen,“ ſpricht Karl Immermann von einer Literatur der Einſamen, der er ſich nur noch zu widmen getraue und deren Beifall ihn ſeine Impopularität vergeſſen laſſe. Wie perſönlich auch das Motiv dieſes Ausſpruches ſeyn möge, ſo iſt doch zuverläſſig anzunehmen, daß diejenige Theilnahme, welche Immermann vermißt, nicht blos für ihn nicht vorhanden iſt, ſondern überall und Jedem fehlt, da ein Subjekt derſelben überhaupt gar nicht exiſtirt. Eine Literatur mit nationaler Acclamation liegt außer dem Bereiche deſſen, was wenigſtens für jetzt noch in Deutſchland möglich iſt. Die Unmöglichkeit liegt in den Umſtänden, vor

allen Dingen aber in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und ſchlagenden Literatur nicht zu bedürfen ſcheint. Denn, wäre ſie ein Bedürfniß, ſie würde bald vorhanden ſeyn. Das achtzehnte Jahrhundert und ſein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeiträume ſtrebten dahin, die Sphäre des Thatſächlichen zu überſchreiten und ſtatt der alten eine neue Welt zu finden. Unſere Zeit dagegen, geboren aus dem Transſcendentalismus, drängt in die alten Gleiſe zurück und will Wirklichkeit, während man früher von der Wahrheit ſprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue iſt Conſtitution. Wenn in der neuen Zeit alle Intereſſen ſich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, ſo wird nur die einzige Literatur vergebens warten, und lange nicht wieder Dasjenige werden, was ſie einſt geweſen iſt.

So richtig demnach im Allgemeinen Immermann's Ausſpruch iſt, ſo iſt er es doch nicht

mehr, wenn er ihm eine perſönliche Beziehung auf ſich ſelbſt gibt. Immermann wird eine gewiſſe geiſtige Regſamkeit, die in Deutſchland nur durch die unglücklichſten Umſtände gänzlich fehlen könnte, nicht abläugnen können, er wird ſogar ein wogendes Mehr oder Weniger in verſchiedenen Jahresläuften in dieſem Betracht zugeben müſſen. Immermann hat Recht, wenn er der Reſtaurationsperiode eine größere äſthetiſche Mündigkeit zuſpricht, als der Gegenwart; aber er erwägt hiebei kaum, daß ſeine eignen Aktien (und auf dieſe ſcheint es ihm doch anzukommen) ſeit der Julirevolution günſtiger geſtellt ſind, als ſie es früher waren.

Wie trat Immermann auf? Seiner ſelbſt ſich nur ziemlich unklar bewußt. Er begann ſogleich mit einer Manier, die aus ſeiner Stimmung entſprang, und dieſe Stimmung war ohne Grundſätze, war die Folge einer Menge mehr oder minder ſtarker Antipathien. Immermann's duali-

ſtiſche Natur ſprach ſich beſonders darin aus, daß er dasjenige mitmachte, was ihm verhaßt und ſogar lächerlich war, daß er romantiſirte, daß er Shakeſpeare nachahmte, und doch nichts ſo ſehr haßte, als die Romantik und die Shakeſpearomanie. Durch dieſen Zwieſpalt verlor Immermann's erſte Poeſie ihr gläubiges Colorit, ſie war das Produkt einer Beſtrebung, die ſich ſelbſt ironiſirte. Sie iſt es ſogar noch immer, wenn man bedenkt, daß es lange keinen Autor geben wird, der im Ton, in ſeiner Haltung, in ſeinem Haſſe gegen die Illuſionen und der bedachtſamen Berechnung ſeiner Poeſie ſo viel Aehnlichkeit mit Göthe hat, und daß Immermann dieſen vor Allen mit Mißgunſt und Haß verfolgt.

Hatte Immermann bisher nur die Kritik beſchäftigt, ſo ſchien es, als ſollten nun ſeine hiſtoriſchen Dramen eine größere Theilnahme finden. Der Anlauf war glücklich, man wollte ihm offenbar wohl im Publikum, aber das Echo blieb

aus, oder der Dichter unterſtützte es nicht; denn Heinianismen, Merlin und Alexis waren wahrlich keine Unterſtützungen Friedrichs und Hofers. Von Merlin klagt der Verfaſſer der Epigonen, von Merlin, daß er ihm das liebſte unter allen ſeinen Kindern geweſen wäre, von Merlin, den Niemand geleſen hat, leſen wird, und ich füge hinzu, den Niemand leſen kann: ſollte der Widerwillen auch nur daher rühren, daß für die Nichtkenner der deutſchen Sage ein Bruchſtück derſelben zu wenig war, für die Kenner derſelben aber des Geborgten viel zu viel; man ſah in dieſer Dichtung nur Bekanntes, und als Eigenthum Immermann's nicht mehr, als eine willkührliche Auslegung davon, eine allegoriſche Deutung. Eben ſo iſt Alexis eine kalte, moskowitiſche Produktion. Die klaſſicisirende Kürze derſelben wirkt, wie jede Affektation froſtig, das Originelle iſt hier nur noch wunderlich.

Mit dem „Reiſe-Journal" endlich floß das

Maaß der Impopularität über; und doch begann von hier aus die poetiſche Erſcheinung Immermann's mit ſpezieller Rückſicht gewürdigt zu werden. Einige junge Kritiker bedurften eines Namens, den ſie der romantiſchen Schule gegenüber halten konnten, und wählten dazu Immermann. Es iſt wunderbar, während ſich Immermann durch die politiſchen Anzüglichkeiten und vornehmen Läſterungen in jenem Buche vor einer Klaſſe der Nation den letzten Reſt gab, verſuchten ihn gerade diejenigen, welche die Freiſinnigſten ſind und am wenigſten auf Formen ſehen, für eine Merkwürdigkeit auszugeben, brachten ihn unter einen neuen Geſichtspunkt, und thaten dies mit ſo glücklichem Erfolg, daß Immermann Unrecht hat, von einer Literatur der Einſamen in dem Sinne zu ſprechen, als müßte er unter den Deutſchen auf Anerkennung verzichten. Von uns kann er ihrer immer gewiß ſeyn, und wir eilten, das Publikum auf die Erſchei-

nung der Epigonen dringend aufmerkſam zu machen. Sie entfalten ein buntes und anziehendes Gemälde von ſcharfſinnig combinirten Verwickelungen, ſie geben Charaktere von täuſchender Wahrheit, ſie geben zuletzt einen Charakter, der der intereſſanteſte von Allen iſt, den des Verfaſſers ſelbſt.

Der Held des Romanes, Herrmann, iſt vortrefflich gezeichnet; gleichgültig durch ſich ſelbſt, intereſſant durch ſeine Begegniſſe. Das herzogliche Paar, Wilhelmi, der Oheim, Alles wie lebende Bilder aus der Wirklichkeit, Medon, ſeine Frau und die Andern keine Schattenbilder, Flämmchen, eine Mignonszuthat, unwahr, doch nicht ſtörend. Die Fabel ſpannend und richtig angelegt, die Situationen mehr als Couliſſenwahrheit, das Detail zuweilen etwas geſchwätzig im erſten und zweiten Theil, Schlaglichter ſparſam, oft mißlich (z. B. das Skelett des jungen Freiwilligen), oder gemiſcht aus Plus und Mi-

nus (z. B. der alte Diener), überhaupt in dieſer Sphäre etwas zu ſtarke Romaneningredienzien; dagegen zahlloſe Lichtpunkte, von welchen keiner ſo glänzend, wie die am Schluß befindlichen Briefe des verſtorbenen Grafen, ein Meiſterſtück, wenn man den hier überraſchend richtig getroffenen Jubel- und Freundſchaftston des enthuſiaſtiſchen achtzehnten Jahrhunderts zu würdigen verſteht. Die künftige Frau des Helden iſt in ihrer beſchränkten Nüchternheit der einzige Mißton. Die Sprache dagegen glättet alle kleinen Höcker aus. Man wird ſelten einer Diktion von dieſer Schönheit begegnen, wie ſie Immermann hier entfaltet.

Und doch drücken alle Züge, die hier genannt ſind, den eigenthümlichen Reiz des Werkes noch nicht vollkommen aus. Es fehlt noch eine Farbe, wenn wir das Ganze copiren wollten, die originelle, trotzige, polemiſche, oft ärgernißgebende, immer aber höchſt aufrichtige Weltanſicht

des Verfaſſers. Um dies kurz abzuthun: Burſchen- und Deutſchthum kommen ſchlimm weg. Auf den neuern Liberalismus kömmt zufällig nicht die Rede; dagegen entwickelt ſich an Stellen des Buches oft eine Freimüthigkeit, namentlich über die Verhältniſſe eines großen Staates, dem der Verfaſſer im Uebrigen zugethan iſt, daß man für ihn beſorgt werden möchte. Die Thorheiten der nördlichen Hauptſtadt werden bitter gegeißelt. Man konnte ſich auf Widerſprüche von dorther gefaßt machen, die um ſo nachdrücklicher ſeyn dürften, da Immermann Fragen berührt, die über die Privatſphäre oft in die öffentliche hinüberſtreifen. Vieles iſt perſönlich und faſt immer ergötzlich. A. W. von Schlegel tritt im erſten Bande, wie er leibt und lebt, auf. Manche andere perſönliche Beziehung iſt leicht erkennbar, wenn auch dunkler gehalten.

Es kämpfen in Immermann zwei Elemente: Verſtand und Phantaſie. Es ſind zwei Pole,

denen alle ſeine Produktionen zuſteuern; die Differenz derſelben fehlt oft, zuweilen iſt ſie da, als Gemüth, als negatives Gemüth. Es iſt wohl der Mühe werth, ſich eine ſo eigenthümliche Complication recht klar zu machen. Immermann haßt Alles, was mit Illuſionen eine Aehnlichkeit hat. Er würde es für thöricht, für albern an ſich ſelbſt halten, wenn er plötzlich die Augen verkleinerte und ein Gefühl aus dem Rocken des Herzens herausſpänne, ein Gefühl, das ein primitives Recht zu haben behauptete. Immermann kämpft gegen die Ironie ſeiner ſelbſt, er möchte Produktionen geben, wo er dann in die Verlegenheit käme, primitive Gefühle, Zärtlichkeiten, aprioriſtiſches Sichhaben und Schönthun zu zeichnen, er liebt die Gefühle; aber nur die vermittelten. Er möchte nie ein Gefühl billigen, das ſeine Fäden ausſtreckte, und raſtete und thäte, als wenn ein Gefühl etwas thun könnte; ſondern ſeine liebſten Gefühle ſind die rückſchlagenden, die weh-

müthigen, die verzweifelnden, kurz diejenigen, die den Entſchlüſſen auf der Ferſe zu folgen pflegen. Ich bezeichne hier ſchon die Wirkung. Die Urſache iſt Immermanns helles, klares Auge, ſein ſtolzer, freiſinniger Kopf, ſeine Mißachtung aller Schwebelei und taſtenden Idealiſtik. Dazu kömmt eine unläugbare dichteriſche Prädeſtination, eine beſtimmte thetiſche Schöpfungskraft, nicht blos in der Abfaſſung, ſondern auch der Auffaſſung, in der Einbildungskraft, die gar rege und erfinderiſch bei Immermann iſt, zur Genüge bewieſen durch ſein Talent für die Naivetät des Mährchens. So gährt in dieſem Manne ein ganz eigenes Leben: unaufhörlicher Reiz zur Poeſie und dabei eine ihn niemals verlaſſende ſchnurgerade Verſtändigkeit. Den erſten bildete er an ſich aus und ſchrieb und ſchrieb, und die letzte machte wieder, daß ihn nichts befriedigte, daß es ihm ſelten war, als hätte er ſich durch eine ſeiner Schriften ausgeſprochen. Er liebt

Merlin. Warum? Weil er glaubte, daß er in dieſem einzigen Werke ſich in der That ausgeſprochen hätte, weil es ihm war, als hätte er eine Laſt von ſich abgeſchüttelt. Und dieſem Merlin fehlt doch die Wirkung einer ſolchen Ueberzeugung. Das iſt erklärlich: weil Merlin ohne Poeſie und Gemüth iſt, weil er nur eine abgegebene Erklärung iſt. Merlin iſt nicht ſo dualiſtiſch, wie Immermann's Natur. Wär er dies, ſo müßte er rührend wirken durch jene negativen Gefühle, welche aus der Dialektik des Verſtandes und des Herzens zu entſpringen pflegen. Erſt die Epigonen erreichen das, was Immermann erſtrebt und ſprechen auch darum ſo ſehr an. Hier treten verſchiedene Charaktere auf, wo der eine Verſtändige die Meinung des andern Gefühligen widerlegen kann, hier erzeugen ſich wehmüthige, und jedenfalls immer klare und beſtimmte Contraſte. Der Dichter fühlt ſich befriedigt und befriedigt dadurch auch den Leſer. Es fehlt an

den alten Mißlichkeiten freilich auch hier noch nicht. Vieles iſt auch nur da, um dem nächſten Reiz zur Poeſie zu genügen, Flämmchen, die Alte, die Skelette, das ſind Dinge, die Immermann ſelbſt ſchon mißlungen und unausgegohren ſcheinen, indem er ſie aufſetzt: weil dies nur die Früchte einer nebuloſen Einbildungskraft ſind, weil der Dichter nicht fühlt, daß er damit etwas Reelles ausgeſprochen hat. Aber der Arzt, der Prieſter, der Herzog, der Oheim, Wilhelmi, das ſind Geſtalten, in welchen er ſeine Seele ausgehaucht hat, wo ſich Kopf und Herz begegnen, in denen poetiſche und ergreifende Dialektik webt.

Dies iſt der Charakter der Immermannſchen Poeſie. Man nehme nun die Faktoren, aus denen ſie beſteht, ſo hat man das Bedeutſame ſeiner Raiſonnements, dieſe anregenden Meinungsabgaben, welche in den Epigonen mit den Erlebniſſen abwechſeln. Der durchgreifende Ton aller der geiſtreichen, dem Romane einverleibten

Betrachtungen iſt Unbehaglichkeit, eine Mißſtimmung, ohne Hypochondrie zu ſeyn, ein Gefühl, daß es anders ſeyn ſolle in zahlloſen Dingen, als es iſt, kurz ein malkontentes ſtilles Brüten, dem ach! ſobald nicht Genüge kommen kann und wird, und wo es ſchon ein großes Glück iſt, wenigſtens für die Poeſie davon einige bleibende, unſterbliche Vortheile zu ziehen.

V.

# Varnhagen von Enſe.

Digitized by Google

Man wird die von Varnhagen von Enſe herausgegebene Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel gewiß nur mit einem anfangs ungünſtigen Gefühle in die Hand nehmen. Man wird die Zärtlichkeit des Herrn Varnhagen für ſeine verſtorbene Gattin wohl begreifen können, aber unwillkührlich dieſer Pietät widerſtreben, wenn ſie ſtationär werden ſollte. Dennoch leg' ich hier gern das Zeugniß ab, daß ich, ſo widerſpenſtig meine Empfindung gegen dies neue Buch war, mich dennoch tief in daſſelbe verleſen und nicht anders als mit dem Gefühle einer mächtigen Stärkung des Geiſtes und Herzens von ihm ge-

trennt habe. Die Vorrede, mit welcher der Herausgeber dieſe Memoiren einleitet, begünſtigt die Geneigtheit des Leſers nicht; denn es iſt freilich keinesweges ſo richtig, was Herr Varnhagen über die Scheu der Zeitgenoſſen vor den Veröffentlichungen des Privatlebens ſagt. Im Gegentheil, dieſe Scheu hat ihre vortreffliche Begründung, und wenn ſie widerlegt werden ſoll, ſo bedarf es dazu ſehr einleuchtender und dringender Motive. Herr Varnhagen mußte nicht gegen jene Scheu vor Veröffentlichung polemiſiren, ſondern die Gründe angeben, warum ſich diesmal eine Ausnahme geſtatten ließ. Wir danken ihm ſehr für eine planloſe Umackerung des Privatlebens, wo aller verborgener Staub an's Sonnenlicht käme, wenn dies Verfahren von keinem für die Kunſt, Wiſſenſchaft, Philoſophie erheblichen Geſichtspunkte ausgehen ſollte. Rahel war ein Phänomen. Aber dieſe Bildnißgallerie trägt durchaus nicht dazu bei, ſie als

ſolches weiter zu erklären. Es iſt darin von ihr wenig und im Weſentlichen faſt gar nicht die Rede. Das Intereſſe ſoll ſich auf Perſonen des obſcurſten Namens lenken, auf Landedelleute, die mit der Frau in Briefwechſel ſtanden, auf einige gute Freundinnen, einige Offiziere und Künſtler, und im Grunde nur auf drei oder vier Namen, welche dem größern Publikum bekannt ſind. Kurz das unmotivirte Intereſſe, welches wir an dieſen Perſonen nehmen ſollen, iſt uns durch die Vorrede nicht klar und wird es erſt durch das Buch ſelbſt. Wir ſagen nur, daß Herr Varnhagen ein Weſentliches unterlaſſen hat, und verſprechen, durch das ſpäter Folgende ſein Verſäumniß nachzuholen.

Die biographiſchen Andeutungen über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und den Ritter von Gentz ſind Meiſterſtücke. Bei jenen liegt der Zauber in der Zuthat einiger Briefe von der Hand des Prinzen, bei dieſen in einer Frei=

müthigkeit, die hier den Verfaſſer auf genialiſche Weiſe überkommen hat. Prinz Louis richtet an Rahel einige Briefe über den Charakter ſeiner Geliebten, die von einer ſo hinreißend ſchönen Geſinnung, von einer ſo heiligen Zerknirſchung diktirt ſind, daß ſie jedes empfindende Herz zu Thränen rühren müſſen. Ein Fürſt von der edelſten Dispoſition, ausgeſtattet mit ſeltenen Gaben des Geiſtes, zugänglich allen ungemeinen Ideen, aber ohne Stoff für ſeine glühende Thatkraft und ſich ſelbſt verzehrend, ſein Gutes ſogar verzehrend, ein Charakter ſo heterogener Zuſammenſetzung, daß man nur im Alterthum, in der Zeit der Alcibiades, für ihn ein Gegenbild finden möchte — dies war Prinz Louis. Aber ſeine Briefe an Rahel ſchließen uns noch mehr auf, ein Herz, das uns rührt, weil es reſigniren kann, eine Empfindung, für welche man nur Worte hat, wenn man ihren äußern Ausdruck beſchreibt, Lächeln durch Thränen, das roſige, ſcheinbar

hoffnungsvolle Antlitz eines Weſens, das nichts mehr hofft. Prinz Louis zieht dem Heldentode entgegen: wie beichtet er über ſeine Geliebte! Nicht daß er ſie anklagt, ſich ſelbſt verwundet er mit ſeinen Worten. Sie hätte ein gutes Herz, ſchreibt er, aber ſie hätte es ſo tief in Verderbniß, ihm zu Liebe, ſinken laſſen, daß ſie über jeden edlen Anflug ihrer Geſinnung erröthe, als müßte ſie ſich deſſen ſchämen: auf der Tugend ſich zu überraſchen, ſetze ſie in Verlegenheit: etwas Gutes zu ſagen, ſchiene ihr ſchon ſo viel, als etwas Unpaſſendes ſagen! An dieſe Klagen knüpfte ſich die Entſagung der Welt, ein Ueberdruß am Leben, ſo aufrichtig und erhaben, daß man ihm glauben müßte, ſelbſt wenn nicht der Schlachttag von Saalfeld kurz nach dem Datum des Briefes gefolgt wäre. Er hatte auf Alles verzichtet, nur auf Eines nicht, was er auch fand, den Tod.

Auch die Biographie des bekannten großen

Staatsgehülfen Gentz (Staatsmann kann man ihn wohl nicht nennen) macht einen elegiſchen Eindruck. Alſo dies war jene conſervative Philoſophie und Beredtſamkeit, die dem Geiſte der Zeit die Spitze bot? Was Herr Varnhagen hier erzählt, iſt neu, ächt, das hatten nur Wenige wiſſen können, und gut iſt es, daß es jetzt Alle wiſſen. Dem Talent des Verſtorbenen alle Achtung, immerhin, wenn man es nicht zu hoch anſchlägt; ſeinem Charakter Mitleid! Dies war kein Mann; dies war ein Kind, ein verzogenes, naſchhaftes, furchtſames, vor Bärten furchtſames, ſpieleriſches Kind, ein Kind mit tauſend Bedürfniſſen, nicht bös, aber reizbar und in den meiſten Dingen unerträglich. Herr Varnhagen ſchlägt das Talent ſeines Gegenſtandes hoch an und ſagt doch ſelbſt ſo geiſtreich, es habe zwiſchen dem Tiefſinne und dem Witze mitten inne geſchwebt. Aber ein Talent, was weder das Eine noch das Andre von dieſen beiden Gränzen iſt,

was kann es viel bedeuten? Einen Katheder; kaum möchte der Verſtorbene dazu tüchtig geweſen ſeyn. Phraſeologie? Das ginge vielleicht. Jener Mann hatte den Vorſprung, daß die Adoption der engliſchen Politik, die Anerkennung Smiths für ſeine Zeit etwas Neues war. Er adoptirte Beides, ließ ſich dafür bezahlen, und konnte ſich auf die Länge doch in der That nur durch dasjenige halten, was zwiſchen dem Tiefſinne und dem Witze in der Mitte liegt, durch ſeine Mittelmäßigkeit. Sein Styl war glatt, weil dies in ſeinem Inhalte lag: er war glänzend ſogar, aber vom Fett: wer kann läugnen, daß die berühmten Perioden dieſes Mannes ein wenig ſchwülſtiger und ſogar ſchwerfälliger Natur ſind. Was dieſer Mann ſeinen Styl nannte, das iſt kein Styl mehr, ſeitdem ſich die Rhetorik aller Nationen durch ihre Geſchichte revolutionirt hat.

Jetzt ſollen aber die übrigen Bildniſſe des

Buches nicht um ſoviel zurückſtehen, als wir zwei davon herausgehoben haben. Einige Frauen ausgenommen, ſind alle übrigen Charaktere ſehr ſtark aufgetragen, durch ſich ſelbſt, durch die Zeit. Nicht Geſchichte iſt es, was ſich hier darbietet, aber Leben durch die Geſchichte, in ihr und bei einigen ſtarken Seelen über die Geſchichte hinaus. Es iſt die intereſſanteſte und eine zum großen Theil noch unbeantwortete Frage: Was war der Menſch, als Menſch, als ein Weſen mit Gefühl und Urtheil, zu jener Zeit als Rom fiel, als die Hierarchie ſtieg, als Unzähliges ſich ereignete, das nur die Folge von Thaten, einzelnen Handlungen, Glück oder Unglück war, das die Menſchen überraſchte und die ganzen Menſchen nicht abſorbiren konnte? Dies zu ſagen, iſt der Zweck der Geſchichtsphiloſophie; denn der Zweck der Geſchichte, den dieſe Philoſophie doch beſtimmen will, iſt der Menſch und ſein individuelles Leben, nicht die That oder

ein allgemeines ideelles Ziel. Wie wirkten Schlachten, Friedensſchlüſſe, neue Philoſophieen, nicht in der Politik und Wiſſenſchaft, ſondern im Boudoir, in der bürgerlichen, menſchlichen Exiſtenz, im Verhältniß zur Sonne, die ich alle Tage ſehe, zu jenem Spaziergange, den ich täglich mache, und wenn es Staatenumwälzungen und leibhafte Götterſöhne regnete? Ich darf, um den Wunſch zu bezeichnen, nur auf ſeine Befriedigung verweiſen, auf die denkwürdigen Details, welche dieſe Bildnißgalerie über die intereſſirte Paſſivität in der Geſchichte veröffentlicht. Hier zieht ſich individuelles Leben und Glauben, Hoffen und Meinen durch Perioden, die nicht hiſtoriſch einſeitiger ſeyn können; hier tritt man hinter die Couliſſen der Tragödien und ſieht die Mienen genauer an, welche man machte, als Cäſar fiel und ein Chriſtus ſtarb. Nur aber Gebildeten iſt der geheime Zauber des Buches verſtändlich. Man muß ſich für das Meiſte die

eigenen Commentare geben und Maaßſtäbe beſitzen, um verwandte und angränzende Verhältniſſe ausmeſſen zu können.'

Dies iſt jedoch alles nur Lob. Es fehlt noch die Charakteriſtik; und dieſe ſchließt ſich eng an Immermann's Epigonen. Wie unlieb es den Verfaſſern ſeyn mag, ich kann nicht verſchweigen, daß der Grundton ihrer beiden Bücher ein malcontenter iſt. Und dieſe Unbehaglichkeit liegt nicht einmal in der Zeit, ſondern in Verhältniſſen, die freilich ſo autoriſirter Natur ſind, daß ſie einen großen Theil der Zeit ausmachen. Immermann kämpft mit erdichteten Perſonen gegen ſeine Umgebungen, Varnhagen mit wirklichen. Jener läßt die Phantaſie, dieſer die Vergangenheit ſprechen. Beide ſtreben nach Anerkennung, jener nach einer Anerkennung, die er noch nicht hatte, dieſer nach einer, die er in gewiſſen Verhältniſſen verloren zu haben ſcheint. So bedenklich es iſt: dieſe Stimmungen müſſen

genauer bezeichnet werden, ſie dürfen ſich nicht verſtecken, ſondern ſie ſollen ſich geltend machen und ſo viel Muth entwickeln, als den Charakteren, die verſtimmt ſind, zu Gebote ſteht. Dieſe Bildnißgalerie iſt ein polemiſches Buch, und die Widerſprüche, die ſich von Berlin aus dagegen bereits erhoben, beweiſen, daß man ſehr gut verſtanden hat, was Herr Varnhagen von Enſe mit ſeinen Rahelreliquien eigentlich zu verſtehen geben will.

Was will der Herausgeber mit ſeinen Bildniſſen? Er will zeigen, was die Vergangenheit war, und nicht allein dies, ſondern indirekt klagt er auch die Gegenwart an. Was hat er an ihr auszuſetzen? Das iſt eine Aufgabe geblieben für uns, ein Räthſel, welches man ſich ſelbſt löſen muß. Immermann hat ſich ſchon deutlicher ausgedrückt; Jener ſagt: „Das Unglück unſerer Zeit beſteht darin, daß die Regierten mehr Geiſt beſitzen, als die Regierenden.“

Nun iſt dies wohl zunächſt kein Unglück; es wird erſt eines, wenn die Regierenden glauben, den Geiſt, welchen die Regierten beſitzen, ſich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Worte, wenn etwas fehlte, ſo wär' es dies: daß die Autoritäten nach unten hin ſtreben; und zwar negativ, ſtatt daß wir ſeit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet ſahen, mit poſitiver, die Wahrheit und die Ewigkeit ſuchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunſt die idealiſtiſche Tendenz, ſie beſchützt die Wiſſenſchaft und die Kunſt, aber ſie macht ſie nicht zu ihren Verbündeten; ſie verräth nirgends, daß ſie keine andern Rechtsſätze vertheidigen wolle, als die ſie von der Freiheit und der Philoſophie heiſchte. Es fehlt unſerer hiſtoriſchen Exiſtenz ſeit länger als zwei Dezennien die ſchöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man ſcheint dasjenige, was man beſitzt, nur erhalten

zu wollen. Die Literatur iſt zurückgeſetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwieſen. Denn wo die Literatur nicht mehr die Möglichkeit hat, etwas verwirklichen zu können, da muß ſie ohnmächtiger Schein werden und ſich auf hermaphroditiſche Weiſe ſelbſt befruchten. Ich klage Niemanden an: es mag in den Verhältniſſen liegen und Niemand daran vielleicht mehr Schuld tragen, als die Literatur ſelbſt.

Man müßte in zu viel mißliche Details eingehen, wollte man alle die Punkte bezeichnen, gegen welche Herrn Varnhagen's Mißſtimmung gerichtet zu ſeyn ſcheint. Da würden politiſche, religiöſe, literariſche und converſationelle Fragen aufgeworfen werden müſſen. Wir wollen nur als deutlich in ſeinem Buche ausgeſprochen den Unmuth bezeichnen, den er über die Scheu vor dem Offenbaren empfindet. Man hat ihm Indiscretionen vorgeworfen, und er antwortet, indem er im Sinne ſeiner Gegner neue und größere,

als früher, begeht. Er leidet an der fremden Verſtocktheit, welche, den Werth der Zeiten nicht begreifend, auf ihre Archive ein ſiebenfaches Siegel legen möchte, und ächt ariſtokratiſch es für eine Sünde gegen die Enkel hält, wenn man von den Großeltern ſagt, daß ſie menſchlich dachten und empfanden, und größer noch, als wir. Wenn Herr Varnhagen nicht ganz gerechtfertigt daſtehen ſollte, ſo wäre dies nur aus dem Grunde, weil er ſeine Abſichten nicht bezeichnet und freilich nur in einer redſeligen Mittheilungsluſt befangen ſcheint, die Niemand begreifen kann, der nicht weiß, was dahinter verborgen iſt. Wenn er behauptet, man ſolle ſich nicht vor der Vergangenheit fürchten, ſo iſt das nicht genug. Er muß mehr ſagen. Er muß ſagen, daß er der Gegenwart einen Spiegel vorhalten wolle, daß er in dem Neuen etwas vermiſſe, worauf er uns durch die Erinnerung an das Alte aufmerkſam machen möchte. Wir fordern Herrn Varn-

hagen auf, gegen ſeine Gegner und Verehrer gleich aufrichtig zu ſeyn, und die Gelegenheit der Angriffe auf ſein neues Buch dahin zu benutzen, daß er ſo offen wie Immermann ſein Verhältniß zu der Tageslage ausſpreche. Er denke ſich einen Staatsmann, der etwa ſagte: Ach, was Schriftſteller! Wir brauchen keine Schriftſteller! Und gegen dieſen richte er, was er zu ſagen hat, und was ihm gewiß ſchon längſt auf der Zunge brennt! —

Digitized by G

VI.

# Leo und Dieſterweg.

Die Lorinſer'ſche Fehde wegen der Unterrichtsſtunden und der Schwindſucht in den Gymnaſien iſt noch lange nicht beigelegt und ſchon entſpinnt ſich ein neuer Kampf, welchen Schulmänner über die Univerſitäten führen. Alles was man gegen Lorinſer geſagt hat, kommt auf keine Beweisführungen, ſondern auf mehr oder minder dreiſte Verſicherungen zurück. Die Gymnaſiallehrer, die gegen ihn geſchrieben haben, werden ſich nur durch ihr vorgeſetztes Miniſterium die Stundenanzahl, die einmal für den Unterricht beſtimmt iſt, nehmen laſſen, und ſie haben Recht, auf dieſe Zahl eiferſüchtig zu ſeyn, weil ſich ohne eine allgemeine Veränderung unſeres

Erziehungsſyſtemes die Maſſe des Stoffes, der gelernt werden muß, ſchwerlich anders überwinden läßt. Die Streitfrage über die Univerſitäten iſt ſchon lange an der Tagesordnung. Seit Kurzem etwas eingeſchlafen, wachte ſie in zwei Schriften mit ſo viel Lebhaftigkeit wieder auf, daß ſich darüber eine hitzige Debatte entzündete. Wir meinen die beiden Schriften von Dieſterweg und Leo.

Herr Dieſterweg, Seminardirektor in Berlin, und mannigfach verdient um den deutſchen Elementarunterricht, griff die gegenwärtigen Univerſitäten in einer kleinen Schrift mit wohlmeinender und muthiger Geſinnung an. Er zeigte zuerſt, was die Univerſitäten ſeyn ſollten, und ſchilderte darauf, was ſie ſind. Er beantwortete die Frage: Was braucht man zu lernen? Er reduzirt den Stoff des Univerſitätsunterrichts auf feſte traditionelle Ueberlieferungen, ſchließt alle Erörterung ſchwebender polemiſcher Fragen aus, und verlangt endlich mit Franz Theremin,

um einen nützlicheren Wechſelverkehr zwiſchen Lehrenden und Lernenden zu erzielen, die Einführung der dialogiſchen Methode. Herr Dieſterweg will die Univerſitäten zu pädagogiſchen Inſtituten machen. Er verlangt von den Profeſſoren, daß ſie nicht gerade Matadore ihrer Wiſſenſchaft zu ſeyn, aber deſto mehr Lehrertalent zu beſitzen brauchen; er verweiſt die eigentlich ſpekulirende, erſindende, die höhere Gelehrſamkeit auf Akademien. An dieſe Vorſchläge reihen ſich Schilderungen des gegenwärtigen Univerſitätslebens, die mit den grellſten Farben aufgetragen ſind. Die Univerſitäten ſind für ihn nicht blos unnütze Tretmühlen, was die Wiſſenſchaft betrifft, ſondern auch ſtinkende Kloaken, was die Sitten betrifft. Er ſteigt bis in die ſchmutzigſten Details hinunter, um ſeine Anklagen zu rechtfertigen; und mit Billigung würden wir ihm auch dahin folgen, wenn nur ſeine Anklagen gerecht ſind.

Herr Leo, der bekannte Hiſtoriker, erklärt ſie in einer ſo eben erſchienenen Gegenſchrift für ungerecht, anmaßend und frech. In ſeiner bekannten rückſichtsloſen Manier ſucht Herr Leo alle Beſchuldigungen des Anklägers zu widerlegen. Herr Leo vertheidigt nicht, er will nur entſchuldigen; er will nur nachweiſen, daß die Vorſchläge des Herrn Dieſterweg für die Univerſitäten auf einer gänzlichen Unbekanntſchaft mit dieſen Anſtalten, wie ſie waren, beruhen; er widerſpricht der allerdings wunderlichen Behauptung, daß der gegenwärtige Zuſtand der Univerſitäten verdorbener wäre als früher, und beweiſt aus der Geſchichte dieſer Inſtitute, daß die Gemeinheit und Barbarei, welche ehemals auf den deutſchen Univerſitäten herrſchten, für unſere Zeit etwas Unglaubliches und um ſo mehr etwas Unmögliches wäre. Herr Leo bewährt ſich auch in dieſer Schrift wieder in eigenthümlicher Gewandtheit, und man kann gar nicht in Abrede

ſtellen, daß Herr Dieſterweg von ihm, wenn auch nicht in ſeinem guten Willen, doch in der Schrift, wodurch er dieſen ausdrücken wollte, auf eine ſieg- reiche, beinahe ergötzliche Weiſe widerlegt iſt.

Der Unterſchied zwiſchen beiden Anſichten iſt der, daß Herr Dieſterweg das Uebel in den Pro- feſſoren, Herr Leo in den Studenten findet. Der Erſte wirft den Profeſſoren Unfähigkeit, Ge- meinheit, Egoismus vor; der Letztere dieſelben Eigenſchaften den Studenten. Herr Leo ſagt: Wir bekommen die Studenten aus den Haupt- ſtädten und der Provinz, aus der untern Sphäre ſehr oft verſteckte, gemeine und aus dem Halſe riechende Charaktere; aus den höheren verzoge- nen, längſt ſchon ſinnlich erregte, oft bereits lie- derliche Charaktere; wie ſoll man auf Menſchen wirken, die ſich ſchon in dem Grade Selbſtſtän- digkeit zutrauen, daß ſie die ihnen mißfallende Aeußerung eines Profeſſors mit Fenſtereinwurf beſtrafen? Herr Dieſterweg wird wahrſcheinlich

darauf antworten, daß man den Studenten den Raum nehmen müſſe, ihren gemeinen Sinn auf eine ſolche Weiſe kund zu geben; daß man die Univerſitäten in höhere Lehranſtalten mit pädagogiſcher Disciplin verwandeln, und in einem Staate, wo Alles gehorche, auch dieſe Uebermüthigen zum Gehorſam zwingen müſſe. Dies ſtellt Herr Leo vielleicht nicht in Abrede, beklagt aber dann, daß mit der Veränderung der bisherigen Geſtalt der Univerſitäten auch den jugendlichen, für das öffentliche Leben ſich bildenden Gemüthern die Möglichkeit einer feſten Charakterentwickelung genommen würde, die Möglichkeit, gut und geſcheidt zu werden durch ſich ſelbſt.

Die Intention des Herrn Dieſterweg iſt wahrlich lobenswerth. Er verlangt Turnplätze, Korporationen, große Ideen, die das Gemüth der Studenten ergreifen müßten. Er ſpricht mit humaner Wärme und Entſchuldigung über die Verirrungen der Demagogie, er iſt für Reli-

gion und Sittenreinheit ſchwärmeriſch eingenommen. Allein die Blößen ſeiner Schrift liegen in einer Angewöhnung, die er ſeinen Beiträgen zur pädagogiſchen Literatur verdankt. Dieſe Herren Philanthropen und Volksſchulen-Seminardirektoren ſchreiben ſich bei ihren meiſt für ſehr beſchränkte Köpfe beſtimmten Büchern in eine eigene Anſicht und Behandlung der Dinge hinein. Das ewige Conſtituiren, Verfaſſen von Schulplänen, das Claſſifiziren gewöhnt an eine vorſchnelle und dreiſte Art, das Vorhandene zu negiren und im ſchwärzeſten Lichte zu ſehen. Ein Autor für Schullehrer hat immer eine polemiſche Miene, iſt immer Diktator, baut, reißt ein und pflegt ſich in ſeine Felder faſt immer zu verſchwatzen. Den guten Schneidern und Leinewebern, die plötzlich auf die Idee kommen, Schullehrer zu werden, muß man die Dinge ziemlich klein zerſchneiden, bis ſie ſie hinunterbringen; man muß ihnen immer ſagen, erſtens,

zweitens, drittens, man muß, um ihnen Begeiſterung zu geben, das Trivialſte in die Form einer neuen Erfindung kleiden und von der Deklination und der Conjugation immer ſo ſprechen, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Denn ohne den Enthuſiasmus eines Feldzuges gegen das Vorhandene kann man auf dieſe bleiernen Menſchen nicht wirken; das Licht, welches man ihnen aufſtecken darf, muß immer eine Brandfackel ſeyn, ſonſt kommen ſie nicht in rechten Athem und ſchonen ihre Lungen. Man nehme alle Schriften von Türk, Zerrenner, Dieſterweg, Harniſch, Denzel u. ſ. w., man wird hier immer einen Ton antreffen, der gefährlich iſt, wenn er die Sphäre der Schule verlaſſen und ſich auf höhere Fragen werfen wollte. Die Polemik entſteht hier zuletzt immer freilich aus einer guten moraliſchen Intention. Dieſe ſtürmt aber, ſtolz auf ihr gutes Gewiſſen, auf eine Welt einher, die plötzlich voller Mißbräuche

ſteckt, und konſtituirt dann in's Blaue hinein eine Menge von Abhülfen der vermeintlichen Uebel. Herr Dieſterweg macht es ſo mit den Univerſitäten. Er bricht den Gegenſtand ſo ziemlich über's Knie und macht ſich, wo man ſeinen guten Eifer redlich anerkennen muß, durch die taſchenſpieleriſche Geſchwindigkeit lächerlich, mit welcher er in fünf Minuten das deutſche Univerſitätenweſen organiſirt. Da heißt es: 1) Chriſtlicher Sinn muß eingeführt werden, 2) Herablaſſung der Profeſſoren, 3) Sittlichkeit der Studenten und ſolcher Abſtraktionen mehr, die ſich freilich erzielen laſſen, aber nur durch konkrete, ihnen zu gebende Unterlagen. Herr Leo hat dieſen Nebulismus mit gerechtem Eifer gegeißelt.

Wenn man ſich aus beiden Schriften ein Reſultat ziehen ſoll, ſo wird man immer ſagen müſſen: So lange unſere Verhältniſſe in Kirche und Staat keine Umgeſtaltung des Erziehungsweſens erlauben oder verlangen, ſo lange wird

man immer von einem annäherungsweiſen Verfahren ſprechen müſſen, wenn einmal eingeſtanden iſt, daß es entweder ein zukünftiges Ziel für die Univerſitäten gibt, oder doch, daß ſie in ihrer gegenwärtigen Lage einige Veränderungen erleiden müſſen. Wer wie ich davon überzeugt iſt, daß moraliſche Tugenden, z. B. Gemeingeiſt, Religion, innerer und äußerer Anſtand ſich nicht durch rhetoriſche Hebel, durch Paräneſen, durch Lamentationen und Preisaufgaben, ſondern nur durch eingreifende Fakta und allgemeine Tendenzen erzeugen laſſen, der wird immer darauf zurückkommen müſſen, daß für's Erſte die Univerſitäten einer ſolchen Einwirkung ſich nicht zu gewärtigen haben, und daß es ſchon alles Mögliche iſt, wenn man das Ueberwuchernde von dieſen Anſtalten fortſchneidet, und ihre ſchädlichen Wirkſamkeiten auf ein Minimum reduzirt. Herr Dieſterweg ſpricht von Hochbildern, Hochideen — das ſind Rieſen, die wir nicht aus dem

Aermel ſchütteln können, ſondern die von ſelbſt in die Welt einziehen müſſen. Die Univerſitäten ſind keine iſolirten Anſtalten, ſie können ſich keine Separatbegeiſterungen produziren, ſie müſſen das Große und Entzündende aus den Kreiſen um ſie her entlehnen, wenn ſie auch die Fähigkeit haben, es ſchöner und edler darzuſtellen, als irgend andere Korporationen. So lange dieſe eingreifenden Momente fehlen, ſoll es aber wenigſtens möglich ſeyn, ſie der Wiſſenſchaft zu entlehnen. Die Neuheit des Wiſſens, ein tiefes Philoſophem, ein glänzender, entweder auf das Gedächtniß oder die Willenskraft der jungen Männer wirkender Vortrag, kann wenigſtens momentan erſetzen, was ſonſt nur die Wirkung einer großen Zeitidee iſt. Kenntniſſe, Sitten und Anſtand werden überall folgen, wo man den Stolz des Lernens und des Wiſſens empfindet. Und weil das Schwierige nur das iſt, daß das Feuer gar bald verfliegt und der ju-

gendliche Aufflug ſelten weiter als bis zum näch-ſten Berge kömmt, ſo ſollten die Lenker der Uni-verſitäten darauf bedacht ſeyn, dem Idealismus Stützen zu geben, poſitive Unterlagen, die in Vereinen und mancherlei Hülfsmitteln, über die man wird nachzudenken haben, beſtehen müßten. Man gebe dem Leben der Studenten Beziehun-gen, man veranſtalte Verſammlungen, kurz man ſuche die Indolenz gefangen zu nehmen und das Gute, was ſich doch in der Mehrzahl finden wird, ſo zu abſorbiren auf gemeinſchaftliche Zwecke hin, daß ſelbſt das Böſe und Träge ſich dem Anſchluſſe nicht entziehen darf und kann. Die Formen für dies Syſtem können wir hier nicht angeben; allein dieſe Aufgabe iſt es, die man ſich ſtellen muß, wenn man nicht anders der Meinung iſt, daß die Univerſitäten nicht beſ-ſer ſeyn können, wie ſie ſind.

Der größte Nachtheil, den Herr Dieſterweg in Vergleich mit ſeinem Gegner hat, iſt der

Mangel an pſychologiſchem Blick. Es iſt das auffallend an einem Manne, der ſein Leben der Jugenderziehung gewidmet hat. Es ſcheint, als verſetze er ſich nur mit Schwierigkeit in den Gedankengang eines jungen Mannes, der die Univerſität bezieht. Es iſt gerade nicht die Freiheitsluſt, die wir in Schutz nehmen, da wir nicht einſehen, warum ein zwanzigjähriger Student eine größere Freiheit genießen ſoll, als ein zwanzigjähriger Commis; aber die Art, wie man lernt, wie man Etwas wird, wie man jene Uebung der Denkkraft erhält, welche von Herrn Dieſterweg doch ſo eifrig beantragt wird, dieſer ganze Prozeß in der Seele des Jünglings ſcheint ihm unbekannt zu ſeyn. Er verlangt, daß der Student durch den Dialog lerne; aber dieſe Form des Unterrichts iſt dem Studenten durch ſeine Gymnaſiallaufbahn ſo verleidet, und die Fähigkeit dazu in ihm ſchon ſo platt getreten, daß er ſich beim Beginn ſeiner akademiſchen Laufbahn

gerade nach recht viel Poſitivität und Syſtematik ſehnt, daß er gerade durch das Heftſchreiben Ueberblicke und Standpunkte gewinnt. Dazu kommt, neben der Luſt am Syſteme, in dieſen Jahren eine oft fieberhafte, dialektiſche Sucht. Nach dem erſten Semeſter wird der fähige Student gewiß immer ein rechter Klopffechter mit Worten werden, ein polemiſcher Zänker, der überall anbindet, und zu zweifeln und wunderlich zu kombiniren beginnt. In dieſer Periode täglich mit ihm zu debattiren und all' ſein Studium in die Debatte zu ſetzen, hieße recht eigentlich ihn zum Confuſionair und Windbeutel machen. Man höre nur in den philologiſchen und theologiſchen Seminaren das bittere und erhitzte Diſputiren; man beobachte die Winkelzüge und Seitenſchliche der Opponenten gegen die, welche eine Theſis zu vertheidigen haben, und den ängſtlichen Moment, wenn ſich die Parteien verbeißen und ſtarr an einem Satze feſtkleben, den man

ſo weit herumgezerrt und verdreht hat, daß der Profeſſor ſelbſt nicht anders kann, als ſtatt ihn zu löſen, ihn zu durchhauen, ſo wird man froh ſeyn, daß der Streit hier von jungen Männern ausging, die drei Jahre lang vor dem Katheder des Profeſſors geſchwiegen, gelernt und mit mehr oder weniger Vertrauen ſich an die Paſſivität eines Syſtemes gewöhnt haben. Dies nicht zu wiſſen, verräth keinen Scharfſinn und läßt glauben, daß Herr Dieſterweg ſeine Studentenzeit längſt vergeſſen hat. Er ſcheint die Vorſtellung zu haben, daß die Studenten gute, fromme und wißbegierige Kinder ſind, und überſieht dabei, daß die ganze Aengſtlichkeit unſerer gelehrten Erziehung, wie ſie bis zum Abiturientenexamen fortgeführt wird, dies Quälen und Niederdrücken der erwachenden Jugendkraft, dies ewige Tagelöhnern, Präpariren und Gerüffeltwerden, endlich wie glühender Wein den Boden des Faſſes ausſchlägt und der Jugendſeele Luft verſchafft.

Für die geſcheidteſten Köpfe iſt die Univerſitätszeit ſelten mehr geweſen, als endliche Ruhe, endliche Gelegenheit, Luft zu ſchöpfen und zu lernen, und zu werden, wie und was man will. Man belegt die Vorleſungen des Profeſſors und hält ſelten bis zum Schluſſe aus. Man fängt ſchon an, ſich mit Freiheit in die Bücherwelt hinein zu arbeiten, und wird bald anfangen, ſich zu ſagen: daß der Profeſſor, wenn er etwas Neues entdeckt hat, gewiß nicht wird unterlaſſen haben, es in einem Buche, das man ja zu Hauſe leſen kann, zu veröffentlichen. Wenn dieſe Schlußfolgerung auch nicht richtig iſt, ſo muß Herr Dieſterweg doch bei ſeinem Mangel an pädagogiſcher Pſychologie erſtaunen, daß ſie faſt immer von den Köpfen gemacht wird, die ſich in Zukunft als die beſten bewähren.

Es findet ſich wohl einmal Gelegenheit, Bemerkungen dieſer Art weiter fortzuführen.

VII.

# H. Heine.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heine iſt (ſeinem Denunzianten zufolge) auf den Punkt gekommen, wo ihn ſich ſein Oheim dachte, als er, wenn es wahr iſt, ſagte: Hätteſt Du was gelernt, brauchteſt Du keine Bücher zu ſchreiben! Hätte ſich Heine mit dem „ſchwarzen Ungehängten" (Siehe ſeine Reiſebilder Th. I.) aſſociirt und lieber in Kaffée, Thran und Indigo gemacht, als in Mondſchein, Pariſer Zuſtänden und politiſchen Eulenſpiegeleien; ſo würde ihn zwar auch die nordamerikaniſche Kriſis haben werfen können; allein er hätte doch in Güte ſich mit den Creditoren abfinden, vom ſchwarzen Brett der Failliten ſich wieder auslöſchen und mit der Zeit an die Börſe kommen können.

Allein als Autor! Als geächteter und ſequeſtrirter Publiziſt, von einer hohen Behörde zu Protokoll genommen, angewieſen, ſeine Schriften für das halbe Deutſchland von einem einzigen Cenſor, Herrn Hofrath John in Berlin, prüfen zu laſſen — da hat Salomo Heine Recht gehabt. Denn hätte er jetzt was gelernt, nämlich was indoſſirte, traſſirte und gerittene Wechſel ſind; dann braucht' er nicht drucken zu laſſen, daß er umkäme, wenn die preußiſche Präventivmaßregel nicht aufhörte! Oder wär' er auch nur Advokat in Hamburg geworden, ſo hätte er jetzt andre, als ſeine eignen Prozeſſe zu führen. Er hätte ja doch alle Monat einmal ein Gelegenheitsgedicht machen können. Das wollte aber frei ſein, wie der Vogel im Walde, war blind von dem Schatten des Lorbeerkranzes, den man dem jungen Dichter aufſetzte; das tändelte ſo fort, griff Fürſten und Herren an, machte die Religion zum Spott, ließ ſich eine St. Simo-

niſtiſche Mütze aus Aegypten ſchicken, blieb ſo lange in Paris, daß der Paß ablief und aus einem Spaziergang ein Exil wurde, hat nun Kaiſer und Reich gegen ſich aufgebracht, und — ſteckt voller Schulden und Finanzverlegenheiten, die Thiers, der auch vom Maſtbaume der Politik herunter geglitten iſt, nicht mehr berichtigen wird!

Heine hat ſich dem deutſchen Publikum von jeher mit ſeinen Fehlern und Tugenden wie ein poetiſches Kind gezeigt. Man iſt ſo vertraut mit ſeinem Taufſchein, ſeiner Mutter, einer geb. von oder aus Geldern, mit ſeinen Studentenjahren und ſeinem Pariſer Comfort. Sein ganzes Leben liegt vor uns wie eine bunte Landkarte aufgerollt. Damit ſtimmt nun ſein Geſtändniß, daß er kein Geld mehr hätte, naiv zuſammen. Freilich ſind wir Deutſche nur poetiſch bis zu einem gewiſſen Grade: Daß wir nun auch denken ſollten: Wie viel Liebes und Gutes

hat nicht Heine geſchrieben, wie rührend iſt ſein Scherz, wie drollig ſein Pathos, wie lächerlich ſind ſeine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle ſeine Geberden! Und daß wir nun ſtatt Goethen und Schillern und Leſſingen ein Denkmal aus Stein zu ſetzen, es ſo machten, wie die Franzoſen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder ſo wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm ſeine Schulden bezahlten — dazu werden wir Zeitlebens zu ungeſchickt ſein. Die Regierungen beſchränken Heines Thätigkeit, weil es das öffentliche Wohl verlangen ſoll; allein kein Staatsmann wird ſo roh oder eingebildet ſein, Heines außerordentliche Geiſtesgaben und ſeine künftige Genugthuung, die ihm die Literaturgeſchichte geben wird, in Zweifel zu ziehen, wie denn grade von der äußerſten politiſchen Intoleranz, von Gentz, das authentiſche Geſtändniß vorhanden iſt, daß er für Heine nicht bloß eingenommen war, ſon-

dern ſchwärmte, daß ſein Alter ſich in Heines Buch der Lieder verjüngte und daß ſelbſt in ſeinen Irrthümern und Uebertreibungen ein eigenthümlicher Reiz von Wahrheit und Natur läge. Niemand würde uns hindern, Heinen bei einem Pariſer Hauſe ſo lange eine Penſion auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genuggethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutſchen zuſammenbringen. Dafür gibt es viele Gründe.

Einmal ſagen die Liberalen: Ja, wenns noch Börne wäre! Nun hatte aber Börne dieſe deutſche Großmuth glücklicher Weiſe nicht nöthig; denn er brauchte wenig und hatte das, was er brauchte. Er konnte gut den Verlauf der Dinge mitanſehen! Er konnte gut Briefe aus Paris ſchreiben! Daß Heine ſchwach iſt, glaub' ich wohl; denn wir ſollen nur menſchliche Maaßſtäbe an Menſchen legen. Allein charakterlos iſt er nicht. Selbſt das Unglück, woran er jetzt

leidet, macht ihn nicht feige. Ich hab' ihn nirgends bitten oder betteln ſehen.

Dann haben wir Deutſche gar eigne Begriffe von Dichtern und Cicaden, von Nektar und Ambroſia, von poetiſchen Müllern, die vom Winde leben; und doch zeigt uns jede Seite in der Geſchichte unſerer Literatur, daß unſre edelſten Geiſter mit den erbärmlichſten Lebensverhältniſſen kämpfen mußten. Goethe hat darum auch ſo abſcheulich gewirkt, daß er der am weiteſten im Vorgrunde-Stehende war und Niemand ihn von menſchlichen Rückſichten, weil ſie ihn gar nicht plagten, bedrückt fand. Dadurch haben wir uns bei unſern großen Geiſtern nur an theatraliſche Repräſentation gewöhnt und nie daran gedacht, ſie mit menſchlichen Zuſtänden in Zuſammenhang zu bringen. Später zogen ſich gar die Fürſten und Hofleute von der Literatur zurück. Die Periode des Mißtrauens begann.

Jean Paul würde jetzt keine baieriſche Penſion mehr gezogen haben, wenn ſie nicht Dalberg in ſeiner Capitulation mit der Krone Baierns ihm ausbedungen hätte. Die Schriftſteller wurden entweder Vielſchreiber, und hielten ſich durch die Maſſe ihrer Produktionen; oder ſie gewannen durch den Buchhandel bedeutende Summen, wenn ſie auch weniger ſchrieben und nur recht geleſen waren. Die Literatur ſpaltete ſich in Parteiweſen. Die Regierungen machten im Intereſſe der Grundſätze, auf welche ſie gebaut ſind, der freien Circulation einer aufſätzigen Literatur den Garaus. Sie hatten Recht in ihrem Rechte; aber was thatet ihr, die ihr als Parthei die bedrängten Autoren die Euern genannt hattet? Ihr ſagtet: Börne verdiente, der Pariſer Briefe wegen, unſre Hülfe nicht, ſelbſt wenn er ihrer bedurft hätte. Ich aber ſage, er ſchrieb ſeine Pariſer Briefe nur deßhalb ſo heftig, weil er wußte, ſelbſt von ſeiner

Parthei würde ihm kein Vorſchub geleiſtet werden, ſo oder ſo! Lebte Jean Paul noch unter uns und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den „Dämmerungen“ ſeine Penſion verſcherzt; würdet ihr ſie ihm gezahlt haben? Nein, armer Jean Paul, die Deutſchen vergleichen die Dichter mit den Göttern, die irdiſcher Speiſe nicht bedürfen. Jetzt erheben ſie z. B. Friedrich Rückert, der von ſeiner Armuth in ſeinen Gedichten ebenſoviel ſpricht, wie Heine jetzt in ſeiner Proſa. Rückert hat eine Profeſſur der orientaliſchen Sprachen, von der er nicht leben kann. Er muß arbeiten, er muß Euch den ganzen Orient in Verſe ſetzen. Der Gott in ihm iſt freilich ſeinem Geiſt ſo treu, daß er ſelbſt den gezwungenen Vielſchreiber nicht verläßt. Ihr ſeht das Alle, ſchickt ihm Ehrenbecher und — keinen Wein dazu. Habt ihr nicht ſo viel Zartgefühl, Rückerts Lage ſo zu heben, daß er durch die Hülfe nicht beleidigt würde? Es gibt

der Mittel genug, hier zu wirken und dabei doch discret zu ſeyn.

Man hat geſagt, daß die gegenwärtige deutſche Schriftſtellerepoche nur dazu beſtimmt ſcheine, einer zukünftigen den Weg zu bahnen; Großes werde aus ihr nicht gedeihen; ſie werde den Graben füllen müſſen, über welchen ein andres Geſchlecht zum Siege kömmt. Und ich glaube es von Herzen. Jene Miſere, die Heine nun aufgedeckt hat, wird mit an dieſer Unzulänglichkeit Schuld tragen. Die Zahl von Schriftſtellern, welche eine Rückwand am Staate haben, der ſie als Beamte oder Penſionäre beſoldet, wird immer kleiner. Noch leben: A. W. v. Schlegel, Steffens, v. Rehfues, Tieck, Ed. v. Schenk u. A. Der Nachwuchs, was man rings an Talenten erblickt, muß ſchon ſuchen, ſich auf eigne Hand zu beveſtigen, und wie ſoll er es, wenn die öffentlichen Thatſachen ſich ihm nicht zuneigen! Werden es dieſe? Ich

zweifle. Das Mißtrauen gegen die Literatur iſt Regierungsmaxime geworden. Man leſe nur die fürchterlichen Beſchuldigungen derſelben, wie ſie von Löffler in ſeiner Geſetzgebung der Preſſe im beinahe offiziellen Tone gegeben werden.

Blicken wir in einer ſolchen Gedankenverbindung noch einmal auf Heines Brochüre und den Salon III. zurück, ſo beſchleicht uns ein tiefes Mitleid mit dem deutſchen Literaturweſen, wie es ſich ſeit einem Decennium geſtaltet hat. Dieſe ſchönen metallenen Worte, dieſe zarten Bilder, dieſe reizenden, neckenden Wendungen, die ganze Frühlingswärme des Heiniſchen Gemüthes — und dagegen die Eiseskälte unſrer täglichen Erfahrungen, die grobe Angeberei an der Spitze der populären Kritik, die Einſchüchterung des Buchhandels, die Grundſatzloſigkeit der Preß-Geſetzgebungsbegriffe, die Entfremdung der öffentlichen Thatſachen, die eher das

Literaturweſen vernichten als begünſtigen möchten und jedenfalls unter Regelung derſelben ganz formelle und mechaniſche Hülfsmittel, die Niemanden nützen und Allen ſchaden, verſtehen; was bleibt da für Troſt und Hoffnung übrig? Vielleicht, daß dieſe Kriſis vorübergeht. Vielleicht, daß noch eine Zeit kömmt, wo die Literatur ihre Geburten nicht mit Angſt auf offener Straße ablegt, wo die Gefahr überſtanden iſt, als könnte vor lauter Parthei- und Zeitungsweſen, vor lauter Tendenzen, wie Myſticismus und Materialismus, vor einer Politik der bloßen Adminiſtration und des Beamtenweſens, vor lauter Entfremdung der auf ihre bedrohten Vorrechte bedachten Machthaber ſich gar kein einiges behagliches und im Zwecke unverdächtigtes Schriftweſen mehr aufrecht erhalten. Bis dahin kann man denn auch nichts anders thun, als denen, die die Feder ſchon einmal ergriffen haben, rathen, daß ſie an kleinen und harmloſen Auf-

gaben ihre Kraft ſich erhalten mögen; denen aber, die begierig ſind nach Schriftſtellerruf und Oeffentlichkeit, daß ſie lieber ein Handwerk treiben, lieber graben und Schiffe ziehen mögen, als unter jetzigen Verhältniſſen glauben, mit dem Dichterruhme ſich eine Stellung erwerben zu können. Wie oft bieten ſich uns nicht junge Talente zur Theilnahme am Literaturweſen an! Ich ermuntere Niemanden. Sie mögen dichten und denken; ſie mögen aber die Welt ſo nehmen, wie ſie iſt und ſich mit dem Beſtehenden aufs bedächtigſte abfinden. Man kann der literariſchen Jugned Deutſchlands wahrlich keinen aufrichtigeren Rath ertheilen.

Als Heine dieſen Aufſatz geleſen hatte, rief er mit komiſchem Schmerze aus: Ach er wird meinem Credit ſchaden!

# VIII.

# Th. Mundt.

Es liegt in der Schrift: über die Kunſt der deutſchen Proſa, mehr, als eine bloße Ergänzung Adelungs. Mit ſympathetiſcher Dinte hat Mundt neben ſeinen Erörterungen über Styl und Periodenbau, über Wortfügung und Wortbildung und die Geſchichte aller dieſer Dinge noch auf die ſcheinbar weißen Ränder ſeiner Schrift eine geheimnißvolle Betrachtung geſchrieben, die Jeder verſtehen wird, welcher ſie von der rechten Seite gegen das Sonnenlicht hält oder jenes Aetzmittel kennt, mit welchem man hier das Unſichtbare in Farbe verwandeln kann. Mundt ſpricht über den Styl unſrer Zeit und meint damit ihren Charakter. Indem er nur

von der Form der Gedanken ſpricht, läßt er ahnen, was er über ihren Inhalt denkt. Sein Buch iſt eine wehmüthig-ſtolze Proteſtation gegen Thatſachen, welche damals, als er den Gedanken deſſelben faßte, die Zukunftshoffnungen unſrer Literatur auszulöſchen drohten. Die Wolken werden aber lichter, die Bläue des Himmels trägt ſich allmälig ſtärker auf, und ich denke, vieles von Mundt in dieſem Buche Geſagte muß zurückgenommen und ſogar die ganze Tendenz deſſelben von ihm auf's Neue geprüft werden.

Die gegenwärtige deutſche Literatur läßt ſich in zwei Fraktionen theilen. Jede denkt, die Zukunft wird ihr gehören. Jede will im Beſitze der alten Geheimniſſe ſein, die uns das goldne Zeitalter unſrer Literatur hinterlaſſen hat. Es ſind zwei Mönchorden, die darüber gegeneinander ſtreiten, ſie hätten die ächten Reliquien der Heiligen. Es ſind zwei Concilien, wo ſich die

Cardinäle des Einen für die Gültigkeit ihrer Papſtwahl auf Rom berufen, den alten Sitz der Weltherrſchaft, die Andren auf das Schwert des Kaiſers, gegen welches alle Geiſter der abgeſchiedenen Traditionen nichts ausrichten werden. Die eine Partei erwartet das Heil der Literatur von dem Gedichte und die andre von der Proſa.

Es hat ſich dieſer Gedanke ſeit fünf, ſechs Jahren jetzt allmälig zu einer förmlichen Thatſache feſtgeſtellt. Die Schwäbiſchen Poeten, mit ihrem öſterreichiſchen, ſächſiſchen und pommeriſchen Anhang, haben die Vergangenheit, die Tradition, Herrn von Cotta und die goldenen Ränder des Muſenalmanachs für ſich. Sie verlaſſen ſich auf die Frauen, auf die Schullehrer, auf die Schauſpieler, auf die Gymnaſiaſten, welche bei öffentlichen Prüfungen Gedichte deklamiren. Die Stammbücher, die Muſterſammlungen, die Componiſten ſichern dieſem lyriſchen Dichterſchwarm eine gewiſſe Abrundung und Fer-

tigkeit, die ſich dem Gedächtniß einprägt und immer ein gewaltiger Vorſprung iſt, wenn man bedenkt, daß Goethe, Schiller, Bürger und Andere gleichfalls Gedichte geſchrieben haben, die vom Volke auswendig gewußt werden und in ſaubern Einbänden hinter den grünen Vorhängen unſerer Bibliotheken ſtehen.

Nun hat aber Goethe ſeine Gedichte nur beiläufig gemacht und ſich weit mehr mit Dramen, Romanen und Forſchungen beſchäftigt. Von Schiller exiſtiren nicht unwahrſcheinlich viel Tragödien, ſogar ein halber Roman und einige Luſtſpiele aus dem Franzöſiſchen. Herder nun gar iſt Claſſiker in einem ganz andern Betracht, als ſich jene Fraktion den Claſſiker vorſtellt. Jean Paul hat nie einen Vers geſchrieben, Hoffmann auch nicht, auch Thümmel nicht, auch Hippel nicht, Tieck ganz ſchlechte, aber viel anders Vortreffliche in Proſa, ja es ſcheint, als hätte die andre Partei, welche die literariſchen Anſprüche

auf das Gebiet der Proſa begründet, unendlich mehr für ſich, als die lyriſchen Dichter. Mundt, Laube und manche andre Kritiker vindiziren dem Horizonte ihrer Thätigkeit die Fernſicht der literariſchen Zukunft. Sie ſagen, es gäbe literariſche Keime nur noch in der Proſa, nicht im Verſe.

Der Grundgedanke der trefflichen Arbeit, welche uns beſchäftigt, iſt die Erwartung einer neuen Proſa, als des Meſſias, der die deutſche Literatur aus ihrer Ohnmacht erlöſen wird; ja Mundt, ein Johannes dieſes neuen Evangeliums, ſagt, daß der Meſſias ſchon mitten unter uns wäre, und läßt ſich von ſeinem Enthuſiasmus ſo hinreißen, daß er den kühnen Satz aufſtellt, in jedem Perioden, den Herr Varnhagen von Enſe ſchreibe, läge eine Phaſe unſrer Literatur. „In dieſem Schriftſteller, ſagt Mundt S. 385, ſind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der

Literatur hervorzubilden". Aehnliche Ueberſchwänglichkeit herrſcht in einer Kritik, die Laube über Mundts Buch geſchrieben hat. Beide erwarten das Heil der Literatur von der neuen Proſa, die entweder ſchon geſchrieben wird oder erſt geſchrieben werden ſoll.

Soviel Achtung ich vor einem guten Style habe und unter andern mich deſſen ſelber befleißige, ſo unbeſonnen erſcheint mir dieſe Ideenverbindung, welcher Mundt ein ganzes Buch und Laube ein Journal widmet. Hätt' ich ſowohl von Laube wie von Mundt ſchon irgend einen hübſchen Vers geleſen, ſo würd' ich die Strenge, mit welcher ſie gegen die Poeſie verfahren, für um ſo wahrhafter halten, je mehr Entſagung ſie ihnen müßte gekoſtet haben. Der Fuchs nennt aber die Trauben ſauer, die er nicht erreichen kann. Ich würde recht große Stücke auf meine Proſa halten, ohne mir darum eine Ungerechtigkeit gegen die Poeſie zu erlauben,

die für meine literariſchen Kategorien kein gutes Vorurtheil erweckt. Ob die Literatur, welche wir ſo ſehnlich erwarten, die uns für unſre Zukunft von ſo großem Werthe iſt, ſich des Verſes oder der Proſa bedient, das iſt vielleicht nicht gleichgültig, kann aber von uns durchaus nicht beſtellt und befohlen werden. Ob unſer zukünftiger Meſſias Verſe oder Proſa ſchreibt, das iſt Nebenſache. Die Hauptſache iſt nur, wie er in Verſen oder wie er in Proſa ſchreibt.

Wenn in den proſaiſchen Prophezeihungen Mundts und Laubes ein haltbarer Sinn zu vermuthen iſt, ſo möchten beide vielleicht dies ſagen wollen: Die Erlöſung unſerer Literatur kann nur in den Stoffen liegen, welche dem Gebiete der Proſa verwandt ſind. Das wird Niemand in Abrede ſtellen. Mit der Lyrik allein iſt dem Jahrhundert nicht geholfen. Ich bin feſt überzeugt, daß das beſte Gedicht, welches Anaſtaſius Grün, ſo hoch verehrt von mir, geſchrieben

hat, das beſte Gedicht Lenaus, G. Schwabs und Andrer weniger fruchtbares Saatkorn für den Progreß iſt, den ich mir von unſrer Literatur vorſtelle, als all die formloſen und chaotiſchen Romane unſrer Mundt, Kühne und Wieſe, ja ſogar als die federleichten Bagatellen, welche Laube, ſeine Kraft anzuſpornen vergeſſend, dem Publikum zuwirft. Ich weiß, daß vor dem Richterſtuhle der Aeſthetik die Lyrik gegenwärtig in Deutſchland das Einzige iſt, was den glänzenden Firniß der Claſſicität beſitzt; dennoch ſcheint ſie mir interimiſtiſch, unfruchtbar, zukunftslos. Sie enthält keine Nothwendigkeiten in ſich, die von literar-hiſtoriſcher Bedeutung werden dürften, ſie entwickelt nichts, was ihr ſelbſt vielleicht ganz gleichgültig ſein darf, da ſie gefällt und ihren Zweck erreicht, uns aber nicht, die wir recht gut wiſſen, auf wie unſichern Füßen unſre Literatur einherwankt, welche Gipfel ſie zu erreichen, welche Flachmoore ſie zu vermeiden hat.

Hier kann man ſagen: Die Proſa, wie ſie ſich gegenwärtig geſtaltet, enthält die Elemente in ſich, die einmal ausſchlagen und grün werden müſſen, aber wahrlich! nur der Stoff der Proſa iſt dies, nicht die Form. Unſre Zukunft kann ſich und wird ſich des Verſes bedienen und auch in dieſer Geſtalt jene Themen ausführen, die der Proſa entnommen ſind, aber der Proſa nicht erblich angehören. Es iſt recht betrübt, daß Laube und Mundt keine lyriſche Dichterkraft in ſich beſitzen, aber ein wunderlicher Hochmuth, wenn ſie deßhalb Andern ſie verkümmern wollen.

Mundt und Laube entgegnen mir: Vergiß unſre Proſa nicht, und unſern Styl; hat man jemals in dieſer Art geſchrieben? hat unſer Styl nicht einen Charakter, der eine neue Thatſache iſt und beinahe einer literariſchen Wiedergeburt gleich kömmt! Ich geſtehe, auf dieſe Entgegnung nur mit Beſchämung antworten zu können. Denn leider hat die „junge Literatur," zu der

ich ſelbſt gehöre, die Grille gehabt, ihre eigne Entwickelung, die vielleicht nur eine Entwickelung von der Unbeholfenheit bis zur größeren Routine iſt, immer auch zu hiſtoriſcher Nothwendigkeit, zu einer Phaſe der Literatur zu machen. Man wird ihr dies vergeben, weil Niemand das Intereſſe derſelben für unſre öffentlichen Verhältniſſe beſtreitet. Sie ſollt' es ſich aber ſelbſt nicht vergeben, ſondern beſcheiden genug ſein, ihre ſtyliſtiſchen Fortſchritte unter folgendem Geſichtspunkt zu betrachten: Wenn Laube und Mundt eine neue Proſa träumen, ſo iſt dieſer Traum ſehr relativer Natur. Er bezieht ſich auf Niemanden anders, als auf ſie ſelbſt. Die beſſere Proſa, die gegenwärtig geſchrieben werden ſoll, iſt da, aber natürlich nur bei ihnen ſelbſt, bei ihnen, die mit einem ſehr unbeholfenen Style, der fortwährend über Doktrin und Subjektivität ſtolperte, begonnen haben. Die Reſtauration, auch das will ich zugeſtehen, ſchrieb

einen traurigen Styl. Weil ſie keinen Charakter hatte, ſo konnte ſie auch keinen Styl haben. Allein man hat vor der Reſtauration vortrefflich geſchrieben, man ſchrieb claſſiſch in unſerer claſſiſchen Zeit; ich ſehe nicht ein, welche Schönheit z. B. Mundt in ſeinem Style vor Thümmel, vor Göthe, vor Herder, der auch die Blume liebte, voraushaben will? Wozu alſo ſich anklammern an Vorſtellungen, die nicht ein einziges beſonnenes Motiv für ſich haben! Wie wär' es möglich, daß aus einer etwas rapideren und geſchmückteren Proſa eine neue Aera der Literatur ſich erzeugen könnte. Wahrlich, unſre Nachkommen werden die fieberhaften Träume belächeln, welche wir unter den allerdings entmuthigenden Umſtänden der Gegenwart, in dieſer krankhaften Ungewißheit unſrer ſelbſt, über uns haben kommen laſſen. Wenn wir uns in ſolche Theorien feſtrennen, wie dieſe Proſa-Theorie Laubes und Mundts iſt, ſo werden unſre Nach-

kommen ſich an einem Gedichte von Anaſtaſius Grün erfreuen und die Thoren auslachen, welche ihnen den Genuß verkümmern wollten, ohne dafür etwas Beſſres zu geben.

Ja, ich will ſogar dem neuen Proſa-Evangelium einen Schritt näher entgegenkommen, ich will zugeben, daß unſre gegenwärtige Proſa mehr thut, als dem Style, den wir in claſſiſchen Zeiten ſchrieben, allmälig uns wieder anzuähneln. Ja wir haben etwas Neues in unſrer Proſa, und grade dies iſt es, was Mundt nicht anerkannt hat. Er macht in ſeinem fleißigen und die gediegene Solidität dieſes tüchtigen Charakters auf jeder Seite bezeugenden Buche viel treffliche Bemerkungen über die neue Proſa; allein eine wunderliche Eingenommenheit gegen H. Heine beſticht ihn, das außerordentliche Verdienſt, welches grade dieſer Dichter um unſre neue Proſa hat, zu überſehen oder vielmehr zu verkleinern. Wenn irgend etwas unſrer neuen

Proſa ihren originellen Charakter gegeben hat, ſo iſt es die künſtliche Natürlichkeit und natürliche Künſtlichkeit der Heineſchen Diktion, dies naive Spiel mit der Sprache, dies kluge Berechnen ihrer Wirkungen und Wendungen für dieſen oder jenen Gedanken, dies Auflöſen ſogar der lexikaliſchen Beſtimmungen und Zurückgehen auf die den figürlichen Bedeutungen zum Grunde liegenden ſinnlichen Anſchauungen, dies beredte Stammeln, dieſe geſchwätzige Einſilbigkeit, dieſes Wiederſchaffen des ſchon Geſchaffenen und Umbilden des längſt Gebildeten. Heine nimmt kein Wort in den Mund, ohne es vorher an den Lippen gekoſtet zu haben. Heine kann keine Abſtraktion in ſeine Vorſtellung aufnehmen, ohne nicht dafür ein konkretes Bild zu ſuchen. Heine hat unſrer Kunſt, ſich auszudrücken, unendliche Reichthümer verſchafft. Er hat die Proſa allerdings mit der Pflugſchaar des Dichters umgeackert, aber wohl nimmermehr gedacht, daß man

erſtens ſo ungerecht ſein, ſeine außerordentlichen Verdienſte um die deutſche Proſa zu verkennen, und zweitens ſo weit gehen würde, dieſe regenerirte, intereſſante neue Diktion an die Stelle des poetiſchen Ausdrucks zu ſetzen. Es iſt nicht recht von Laube, daß er dieſe Ungerechtigkeit Mundts unbeſtritten ließ. Beide ſprechen nur von Herrn von Varnhagen und noch einmal von Herrn von Varnhagen, von Gans, von Ranke. Der letzte iſt Hiſtoriker und weit ſtolzer auf ſeine Forſchungen, als auf das Gewand derſelben. Der erſte ſchreibt einen hochwohlgebornen Perioden-Styl mit ſechs Pferden lang und Herr Gans vollends hat einen Styl, aber keinen claſſiſchen. Auch Mundt, der ſo viel von dem Style erwartet, eine wahre Welterlöſung, ſchreibt viel zu geſtreckt und überhängend. Sein Ausdruck iſt recht erfreulich, man iſt immer mit ihm auf einer grünen Wieſe, wo hier ein Beet ſteht, da ein Baum dort zwei Lämmerchen und durch

die ganze Landſchaft hindurch einige ſilberne Periodenbäche ſchimmernd. Laube vollends aber iſt in der Gährung ſeines Ausdrucks begriffen, ſein Styl hat Charakter, aber keine Schönheit. Er ſucht Heine mit Varnhagen zu verbinden, Börne mit Gentz, er hat ſich recht eigentlich einen Jargon angeſchafft, der ihn immer kenntlich macht, aber um keinen Preis nachgeahmt zu werden verdient. Seine Kritik über das Mundt'ſche Buch wimmelt von neuen Sprachbildungen, die etwas Ohrzerreißendes haben; z. B. ſagt er: Solches Studirthaben blickt aus Mundt hervor! Er ſagt ferner: Das Verbreitetſeyn der Bücher. Ferner: Die ſo zu beurtheilenſeynſollenden Gegenſtände. Ja wahrlich, wenn in dem neuen proſaiſchen Zukunftshimmel der deutſchen Literatur ein ſolcher Styl für claſſiſch gehalten werden ſollte, dann wär' ich es gern zufrieden, mich von demſelben ausgeſchloſſen zu ſehen.

Abgeſehen von dieſen vaguen Träumereien, die das doppelt Nachtheilige haben, daß ſie einmal den Zwieſpalt in der Literatur ſelbſt nur noch vermehren, und anderntheils das antheilnehmende Publikum verwirren, enthält das Buch von Theodor Mundt einen ganz außerordentlichen Reichthum treffender und geiſtreicher Bemerkungen über die Geſchichte des deutſchen Ausdrucks und den Styl unſrer gefeierten Schriftſteller. Die Vorſchriften, ſich einen guten Styl anzueignen, konnten dabei immer nur allgemein gehalten ſein, denn das Gehörige, Richtige und Schöne liegt hier faſt eben ſo ſehr im Gefühl, wie auch die Vorſchriften der Moral kaum mit vollkommener Erſchöpfung aller caſuiſtiſchen Fälle äußerlich gelehrt werden können. Ich habe mich viel damit beſchäftigt, Grundſätze einer feinern Styliſtik zu entdecken, allein noch immer kein Prinzip gefunden, dem ich meine Bemerkungen unterordnen könnte. Ich halte z. B. folgenden

Satz für ſchlecht ſtyliſirt: Mundt ſagt S. 24.: „Niemand verdaut nach einem Handbuche der Phyſiologie, oder iſt, wenn er ſie auch noch ſo gut kennt, der Organe in dem Augenblick ſich bewußt u. ſ. w." Man ſoll keine Sätze ſchreiben, die man erſt verſteht, wenn ſie zu Ende ſind. Mundt fängt mit dem Verdauen an, man hat bei dem, was er ſagen will, die Vorſtellung des Eſſens. Indem er fortfährt: oder iſt, ſo denkt der Hörer, der Vf. bliebe ſeinem Bilde treu, und wird dadurch genirt, daß er es nicht thut, ſondern iſt mit dem ſ, nicht mit dem ß geſchrieben haben will. Dieſe ſcherzhafte Bemerkung kann noch im Ernſt beweiſen, daß man nicht ſchreiben ſoll für das Auge, ſondern für das Ohr. So ließen ſich der Beiſpiele mehre geben, aus denen hervorginge, wie an der Schönheit des Styls die Hauptſache etwas Unausſprechliches iſt.

---

IX.

# H. Laube.

Ein fertiges und objektives Urtheil über Heinrich Laubes Schriften zu fällen; dazu trau' ich mir nicht Competenz genug zu. Ueber Wienbarg, Mundt und Andre, die ſich an beſtimmte Tendenzen und Theorieen anſchließen, die einem vorgefaßten Begriffe durch ihre Schriften entweder die Erläuterungen des Geſchmacks oder des Gedankens geben wollen, wird mir, der ich mehr oder weniger in einer ähnlichen Lage bin, das Urtheil leichter. Obſchon ſelbſt an der Löſung der mannichfachen Probleme, welche unſrer heutigen Literatur geſtellt ſind, mit Herz und Empfindung betheiligt, verlier' ich doch den Maaßſtab des fremden und verwandten Strebens nicht

und werde immer einräumen, daß ich die Flüſſigkeit des Wienbarg'ſchen Styls und die weiſe Behütſamkeit der Mundt'ſchen Denkungsart nicht erreiche. Allein mit H. Laube verhält es ſich anders. Dieſer, durch ſo viel Theilnahme ermuthigte Autor hat ſich eine Bahn für ſeine eigne Perſon gebrochen. Er hat ſeine Subjektivität zu einem endlichen Siege über den widerhakigen und ſpröden Stoff gebracht. Was Tendenz und Geſinnung iſt, das war allerdings die Nabelſchnur, an welcher er auf die literariſche Welt kam; aber dieſe Nabelſchnur vertrocknet bei Neugebornen und fällt ab. Laube hat ſich ein eignes Genre erfunden, das zwiſchen Heine und Göthe in der Mitte ſich auf einem Heinſe'ſchen Sopha mit Bequemlichkeit bettet. Er ſtrömt in ſeinen neuern Schriften die Behaglichkeit ſeines neuen Styles, ſeiner neuen Anſchauungsweiſe und ſeiner eigenthümlichen novelliſtiſchen Combinationen aus. Er hat den ganzen Um-

fang ſeines Strebens in die Gewalt ſeines Aus-
druckes gebracht und bietet, leicht der erſte unter
allen den neuen Zöglingen der neuen Zeit und
Literatur, das Schauſpiel einer gerundeten fer-
tigen Manier dar, die ihr Ziel gefunden hat und
vor allen Ueberſtürzungen der innern unruhigen
Dialektik, vor allen Beſorgniſſen über Zweck
und Ausgang unſrer Beſtrebungen, vor allen
Ungewißheiten über die Ausſöhnungen der Kunſt
mit ihrem Inhalte, des Gedankens mit der
Form, der Schönheit mit der Wahrheit ſicher
und ruhig iſt. Laube hat das Fahrwaſſer ſei-
nes Talentes gefunden; ob dies hoch oder ſeicht
iſt, dies zu beſtimmen gebührt der Entſcheidung
des Publikums oder wenigſtens einer Kritik, die
an den fernern Fortſchritten unſrer Literatur we-
niger betheiligt iſt, als die unſrige.

Laube hat wohl gewußt, daß es der aus
der Juliaufregung hervorgegangenen unreifen Li-
teratur, die ſich auf die Perſönlichkeit begründen

zu können vermeinte, vor allem an der Schönheit, nicht der Leidenſchaft und des Charakters, wohl aber an der äſthetiſchen Schönheit des Ebenmaßes und der harmoniſchen Ordnung mangelte. Die ſanfte Wellenbewegung des Rhythmus in Worten und Gedanken wurde ſeine Hauptaufgabe. Er hat ſie mit der Zeit löſen gelernt. Er hat ſich von der Anſchuldigung, Goethes Styl nachzubilden, nicht irre machen laſſen, ſondern grade dieſe nüchterne Proſa von Weimar als eine chemiſche Rectification ſeiner gährenden, unregelmäßigen und buntgemiſchten Darſtellungs e l e m e n t e benutzt. Er lernte auf dieſe Weiſe, die Feder führen ohne Angſt, der Inhalt möchte ihm davon laufen. Er gewann die Oberhand über die Form und konnte, als er dieſe erobert hatte, nun wieder allmälig daran denken, ſeine nur einſtweilen beſeitigten Eigenthümlichkeiten hervorzuſuchen und ſie, um den Goetheſchen Styl doch etwas würziger zu

machen, in dem Fluß ſeiner gewonnenen Sprach-fertigkeit aufzulöſen. Er konnte ſeine Origina-lität wieder auf das glatte Eis der Goetheſchen Diktion zu führen wagen, ohne zu fürchten, ſie möchte einbrechen. So werden jetzt alle nach-folgenden novelliſtiſchen Produktionen dieſes Au-tors gegen die früheren einen Vorſprung haben. Sie werden mit jener Sicherheit und Ruhe auf-treten, die der Vf. des „jungen Europa" noch nicht kannte und doch von dieſem erſten Ver-ſuche einer leidenſchaftlichen Phantaſie alles Kernhafte, Geſunde, Ureigne und Charakteriſtiſche auf jene ſanfte Sprachfolie legen, die zum erſten-male in der Novelle: die Schauſpielerin, zu matt, zu ſanft, und in jeder Beziehung unbedeutend aufgetreten war. Zwiſchen dieſem erſten Ver-ſuche, die Herrſchaft über die Form in der Er-zählung zu gewinnen und der Novelle: das Glück, liegt ein großes Feld des zurückgelegten Fortſchrittes zwiſchen. In dieſer neuen Novelle

tauchen eine Menge kleiner origineller Reize und farbiger Nüancen wieder auf, die in der „Schauſpielerin" alle dem Götzen des Styles und der Behaglichkeit geopfert waren.

Mit welcher Verläugnung Laube daran arbeitet, ſich in ſeiner Art eine Abrundung zu verſchaffen, erſieht man ſogar aus den Stoffen, die er für die novelliſtiſche Darſtellung wählt. Da werden keine Himmel mehr geſtürmt, keine Höllenfahrten unternommen, da wagen ſich keine Leidenſchaften mehr an den Rand des Tarpejiſchen Felſens, von welchem, wie wir das Beiſpiel erlebt haben, die Polizei nicht das Geſchöpf des Dichters, ſondern den Dichter ſelbſt hinunterſtürzt. Da wird jede geſellſchaftliche Zweideutigkeit, die einen neuen Anklagepunkt unſrer Literatur hergeben könnte, vermieden. Laube verſchmäht den Kampf mit den Sittlichkeitsbütteln unſrer Kritik und den Grieswärteln der Confiscation um ſo mehr, als er, um ſeine eigne

Natur, ſein Dichtervermögen, zu retten, grade jener harmloſen Stoffe bedarf, die wir ihn in ſeinen neuern Produktionen mit ſoviel guter Laune und wohlverdauender Behaglichkeit kneten und behandeln ſehen. Ja wählt' er nicht für ſeine Novelle: das Glück, einen Helden, den er abſichtlich zum unbedeutendſten Menſchen macht; den er mehr mit einer Ironie verfolgt, als mit Theilnahme hervorhebt; dem er keinen andern Reiz geben will, als den der ihm zuſtoßenden epiſchen Abenteuer? Dieſer Guſtav iſt die Gedankenloſigkeit ſelbſt, erſt mit Geld, dann mit Glück ausgeſtattet. Der Zufall iſt die höhere Einheit des Ganzen, welches hier die Entwickelung eines guten bürgerlichen Auskommens bildet. Die Scenen ergeben ſich ohne Zwang und runden ſich doch am Schluß auf eine das Gemüth nicht unbefriedigt laſſende Weiſe ab. Vor allen Dingen: der Verfaſſer wollte ſelbſt nichts, als Unbedeutendes, Zufälliges, Planloſes ſchil-

dern und damit doch unterhalten. Er hat nicht bloß dieſen Zweck erreicht, ſondern ſogar den, daß er für ſein Talent ein gelungenes Unterpfand in die Wagſchale der Kritik legte.

Ich wiederhole, daß mein Urtheil über H. Laube nicht kompetent iſt. Ich ſpreche mit Liebe und Theilnahme von den Vorzügen dieſes Schriftſtellers; allein es iſt möglich, daß ſie eine noch entſchiedenere Hingebung verdienen. Mich, in Rückſicht meiner eignen Beſtrebungen, ſpricht die Art und Weiſe, der ſich Laube gänzlich überantwortet hat, nicht allſeitig an. Aber mögen meine Maaßſtäbe nicht utopiſtiſch ſein? Mag mein Geſchmack nicht an Ueberreiz leiden? Das erwäg' ich wohl und wünſchte, es ſtünden Beurtheiler der Laube'ſchen Schriften auf, die mit voller Genugthuung von ſeiner endlichen Entpuppung ſprächen, die ihn mit Eifer in ſeinen muntern Schmetterlingsflügen beſtärkten, die ihm garantiren könnten, daß dieſe harmloſe

Atmoſphäre, die in ſeinen Novellen waltet, erquickend auf die Jetztmenſchen wirkt.

Es iſt ein ſchöner Zug, der Laubes neure Arbeiten auszeichnet, ſich dem wahrhaft Menſchlichen zu nähern. Der Menſch iſt das Maaß aller Dinge, wie jener Weiſe ſagte. Der Menſch wird auch das Maaß einer Literatur werden, die nicht wußte, wo ſie es finden ſollte. Aecht menſchliches Empfinden und Fühlen, wiedereingeführt in die Literatur, wird uns zur Idylle zurückführen. Hier wird ſich die Fähigkeit zur Poeſie bewähren müſſen. Der Dichter, der in wilden Verknüpfungen ſeiner Phantaſie noch immer für einen raffinirenden Verſtandesklügler gelten konnte, wird ſich erſt bewähren können, wenn er im Einfachen, im Menſchlichen, in der Idylle vermag, die Sommerfäden der Poeſie zu erhaſchen und ſelbſt aus ihnen zarte und feine Gewebe zu bilden. Laube iſt ungemein reich an ſolchen ächt poetiſchen Som-

merfäden, an ſolchen idylliſchen Zügen aus der kleinen Welt des Zimmers und der Familie. Könnte er ſolche Momente der Erinnerung an altes Knabenglück und poetiſche Zufälle des eignen Erlebniſſes mit recht dauernden Fermaten verſehen, könnte er den Athem lang aushalten, wenn ihn eine dieſer traulichen Empfindungen überſchleicht, wie reizend würde für den Leſer der Genuß ſein! Noch fürchtet ſich Laube mehr vor dieſen Momenten, die ihm begegnen, als daß er ſie aufſuchte und zu einer klaren Situation erweiterte! Er braucht ſie nur als Anſatz zum Humor, als Schwungbrett, um ſchnell einen Sprung wieder auf Andres zu machen. Das würde nicht vorkommen, wenn ſich Laube entwöhnen könnte jener nicht ſelten blos dekorirten Natur- und Lebensanſchauungen, wenn er nicht in ſeine vorgefaßte Anſicht von der Geſellſchaft und ihren Hebeln zurückfiele, in jene etwas romanhafte Auffaſſung namentlich des Lebens der

höhern Stände, die ſchon den bekannten Fürſten Pückler vermochte, ein Boudoir zu perſifliren, in welches Laube eine Gräfin ſetzte; während jener ein ſolches Boudoir nur bei Schauſpielerinnen anerkennen wollte. Aber nicht bloß die Drapperie, die Laube ſeinen Erfindungen gibt, ſtört, ſondern die ganze Denk- und Gefühlsweiſe der vornehmen Welt, wie er ſie ſchildert und namentlich der Frauenzimmer. Laube kann keine andern weiblichen Charaktere hinſtellen, als die es nicht gibt. Alle ſeine Frauen handeln, alle ſtehen im Vorgrunde, ganz abgeſehen, daß jene Angeliques, Wlaskas und Tonis über und über mit Spuren der bloßen Abſtraktion und Erfindung beſäet ſind. Faſt in Allem, was Laube geſchrieben, ſind die Männer indifferent und die Frauen arrangiren. Das beweiſt Vieles, was ſich in einer Biographie unſres Autors gut ausnehmen und entwickeln laſſen würde, das beweiſt ſtrebende Geſin-

nungen, ſtarke Neigungen, geſellſchaftlichen Ehrgeiz, Glück und Unglück in der Liebe; aber übertragen auf jene poetiſche Welt, welche die wirkliche abſpiegeln ſoll, iſt die Wirkung unheimlich und ermüdend. Dieſe reitenden, fechtenden, ſchwimmenden Damen mit den zahlloſen Einleitungskapiteln von Romanen an den Fingern ermüden und beleidigen; denn der Frauen, welche reiten, fechten und ſchwimmen, ſind ſo wenige, daß wenn ſie öfters in Romanen vorkommen ſollten, ſie uns bald alltäglich bedünken dürften. So findet ſich auch in Laubes Arbeiten noch kein weiblicher Charakter entwickelt, der tief zu nennen wäre. Sie hauen alle über die Schnur, und ſind bei ihm nur das, was wir in genialen Stunden wohl manchmal von ihnen wünſchen möchten, aber was ſie nur mit ſeltenſten Ausnahmen ſind. Auf Goethes wunderliche und unnatürliche Frauenzimmernaturen berufe ſich Laube nicht! Er ließ die Weiber in ſeinen Ro-

manen nicht handeln, ſondern ſich nur durch ihre Paſſivität entwickeln. In den Tugenden der Reſignation liegt die Tiefe des weiblichen Charakters und damit denn freilich auch eine ganz andre Welt, als die, welche ſich in Laubes Novellen tummelt. In dieſer neueſten iſt kein einziger Mann, am wenigſten der Held, männlich und thätig entwickelt; die Männer ſind Frauen in dem Stück, und die Frauen dagegen haben alle Kraft, wie Männer. Sie lenken das Ganze; ſie ſind die Angeln, um welche ſich die Thüren der aufeinanderfolgenden Situationen drehen. Sollte ſich Laube nicht entſchließen, auch dieſen Reſt früherer Unnatur, dieſe chevalereſken Frauenzimmer, aufzugeben oder ihnen wenigſtens weibliche gegenüber zu ſtellen, die ihren Mieder und ihr darunter klopfendes Frauenherz nicht verläugnen? Der wahre Reiz der Poeſie liegt in der Schilderung der Menſchen, wie ſie ſind.

Auch ſind von Laube Reiſenovellen erſchienen, anmuthige, auf der Reiſe ſchnell beobachtete Lebensbilder, die Fortſetzung eines liebenswürdigen und durchaus perſönlich angeſchlagenen Tones. Dieſe neuen Bände übertreffen die frühern bei weitem an klarer Anſchauung und objektiver Haltung ſelbſt der Perſönlichkeit; ſie laſſen die Liebſchaften des Autors, deren die beiden erſte Bände nicht weniger als ein Dutzend zählten, diesmal an der Seite liegen und haben ſie in die Begebenheiten von Perſonen verwandelt, mit welchen der Reiſende durch Zufall zuſammentrifft. An Natürlichkeit ſtehen ſie vielleicht zurück; doch ſind die mannichfachen Rückſichten, die der Autor auch hier genommen hat, ihm von den Umſtänden geboten, wenn es gleich einen kalten Eindruck macht, daß dieſe Rückſichten ſich alle die Miene der Ueberzeugung und der gereiften Einſicht gegeben haben. Die Stärke des Verfaſſers im Accommo-

diren iſt außerordentlich. Statt daß er nur nöthig gehabt hätte zu verſchweigen, ſpricht er fortwährend von den mißlichen Gegenſtänden und überredet ſich, ihnen Phyſiognomien abzugewinnen, die meiſt immer ein hiſtoriſches Recht haben ſollen. Der Verfaſſer ſchildert Oeſterreich und gibt einem hier ſehr weſentlichen, aber doch leicht zu umgehenden Staatsmanne eine Stellung, die derſelbe nie gehabt hat, oder, wenn er ſie hat, doch nicht aus den Gründen behauptet, die ihm Laube, ich weiß nicht durch welche Veranlaſſung, unterſchiebt. Jener Staatsmann hat unzweifelhaft etwas „welthiſtoriſch Bedeutſames,“ er repräſentirt freilich ein großes eingreifendes Princip der Zeit, aber wer möchte mit dem Verfaſſer dieſer Reiſenovellen daraus das Recht einer Gottheit herleiten, die einmal für die Reaktion beſtimmt iſt, ſo gut wie Ceres für das Getreide und Bacchus für den Wein? Bleibt für die Beurtheilung dieſes

Staatsmannes keine perſönliche Zurechnung üb=rig? Laube macht ſo ſehr einen Begriff aus ihm, daß man Laube ſelbſt nicht begreifen kann. Warum überdies das ewige Anrühmen des Herrn von Gentz? Wer fragt denn darnach? wer will denn Begriffe haben, wo es ſich um ſehr leiblich geweſene Menſchen handelt? Laube entſchuldigt hier ſo viel, daß er unwillkührlich ſich ſelbſt an=klagen muß.

Dazu kommt, daß, wenn einmal von einem Principe bei jenem Staatsmanne die Rede ſeyn ſoll, dasjenige, welches Laube angibt, durchaus verfehlt iſt. Er wäre der deutſche Cavalier par excellence? Er wäre in der Politik nur der Mann der Fashion, der Grazie, des Geſchma=ckes, des Goethismus mit einem Worte? Welch ein Maaßſtab! Wenn es ſich um einen unver=änderlichen Gedanken handelt, ſo muß doch die=ſer zunächſt eine hiſtoriſche Begründung haben, es muß doch zunächſt von dem großen Kaiſer=

ſtaate ſelbſt die Rede ſeyn, von ſeiner Geſchichte und von Affektionen, die in den Thatſachen ihren nächſten Grund haben werden. Wenn aber Laube ſchon darin irrt, daß er jenem Staatsmanne einen entſchiedenen Haß Napoleons aufbürdet, wofür ſich ſchon zunächſt deſſen feiner Geſchmack, der doch ſo hervorgehoben wird, bedanken würde; ſo iſt ſogar derſelbe ſo wenig Cavalier, daß im Gegentheil alle ſeine politiſchen Ideen ſich um das Nivellement des Adels zu drehen ſcheinen, wenn auch nicht um deſſen Aufhebung. Die Iſolirung des Kaiſerſtaates — dies wäre etwa ein Ausdruck, der einen hier von der Wirklichkeit beſtätigten Begriff bezeichnen dürfte. Und will man das Originelle auf poſitive Verhältniſſe noch weiter übertragen, ſo wär' es etwa der Haß der alten deutſchen Reichsverfaſſung, kurz etwas Aehnliches, wenn es ſich einmal um ein einziges Wort drehen ſoll. Unangenehm iſt es aber auf alle Fälle, Zweifel

dieſer Art von einem Autor angeregt zu ſehen, der ſie zu hegen, durchaus keine in ſeinen Gedanken oder in ſeinen Verhältniſſen begründete Veranlaſſung haben ſollte.

Dieſe vornehme, conſtructionsſüchtige und bis in's Extrem tolerante Manier des fortgeſetzten Buches abgerechnet, zeigt es uns den Verfaſſer in allen glänzenden Eigenſchaften, die ſeinem Geiſte und im Nothfalle auch immer ſeiner Feder zu Gebote ſtehen. Das ſind wie immer gar kecke Aſſertionen, wo es Sitten und Umgangstheorien betrifft; das ſind witzige und gemüthliche Wendungen, die den Verſtand und das Herz überraſchen; das iſt zuletzt ein Styl, eben ſo natürlich wie berechnet, kunſtvoll und harmlos zu gleicher Zeit. Zuweilen blickt, um auch hier aufrichtig zu ſeyn, etwas von einem gewiſſen modernen Jargon hindurch, der eben ſo pedantiſch klingt, wie er originell ſeyn ſoll. Dazu gehören alle Goethismen, alle Abſtraktionen,

wo man recht gut mit concreten Worten aus- kommen könnte, dazu gehören Perioden, wie: „die Vergleichung Wiens mit Berlin und um- gekehrt iſt oft da geweſen; es iſt aber wirklich intereſſant, welch' ſtrenge Gegenſätze ſich bei die- ſen Städten herausbilden. Der Spott über ſolch' große Verſchiedenheit, über ſolch' Gegentheiliges" und ſo in dieſer Weiſe fort. Das iſt ſchon Curialſtyl und macht, da er bei Laube häufig vorkommt, ſeine Darſtel- lung bei ſo vieler Wärme oft kalt, bei ſo vielem Fleiſche oft hölzern. Man ſoll den Verfaſſer freilich am Style erkennen, aber nicht an deſſen Fehlern, ſondern an ſeinen Schönheiten. Schön iſt es aber nicht, Laube bald bedenklich, bald bedeutend, bald ſtofflich bald gegen- ſätzlich ſprechen zu hören.

Man ſage nicht, daß dieſe kleinen Rügen den Pedanten verriethen! Einmal wär' es trau- rig, wenn ſich unſere jüngere Literatur in einen

Jargon hineinredete, der in zwanzig Jahren ſchon Gelächter erregen wird: und zweitens treten die Laube'ſchen Produktionen, die ſich ſelten über das Beſprechen erheben, ſo anſpruchslos auf, daß man in Verlegenheit geräth, auf welche Punkte man bei ihnen um zu loben oder tadeln verweiſen ſoll.

Mit dem fünften und ſechſten Bande der Reiſenovellen will Laube eine Dichtungsweiſe abſchließen, welche man nicht von Heine allein, ſondern von Thümmel hätte ableiten ſollen. Bei dieſem geiſtreichen Herrn von Thümmel findet ſich ſchon das ganze Weſen, in welchem Laube ſein nun geſchloſſenes Werk mit abwechſelndem Glücke ſchrieb. Laube hätte ſich mit dieſer Ahnenſchaft gegen den Vorwurf, daß er Heiniſire, vertheidigen ſollen. Seine Nachrede zu den Reiſenovellen iſt nämlich eine Rechtfertigung für ſeine Dichtungsweiſe. Er gibt ſeine geiſtige und nicht ſelten techniſche Ver-

wandtſchaft mit Heine zu und bedient ſich, um jedoch das nähere Verhältniß dieſer Verwandtſchaft auszudrücken, des ſchönen Gleichniſſes: Heine führte uns zwar in die Schlacht; aber im Getümmel derſelben mußte Jeder für ſich ſelbſt ſtehen. Laube ſagt: uns; er bezieht ſein Gleichniß auf alle die Schriftſteller, welche mit ihm zuſammengenannt werden. Dagegen möchten aber wohl Alle Widerſpruch einlegen. Von mir wenigſtens geſteh' ich, daß ich in früherer Zeit keinem neuern Dichter ſowenig Geſchmack abgewinnen konnte, als Heinen, daß ſelbſt ſeine Gedichte mir wie Tafftblumen, in welche wohlriechendes Waſſer geträufelt war, vorkamen und daß ich nur der geſchloſſenen und gedrungenen Abrundung eines Börne mit Andern das Geſchick, zu früh zu Hervorbringungen gereizt worden zu ſein, verdanke. Die Theilnahme für Heine auch bei Wienbarg und Mundt iſt nur kunſtkenneriſche Ueberredung, allmälige Gewöh-

nung und die Folge der außerordentlichen ſtyli-ſtiſchen Reize, welche Heine, abgeſehen von ſei-nem ihn zu allen Zeiten kenntlich machenden Witz, in den franzöſiſchen Zuſtänden zum erſten Male als ein neues Heureka! für die Proſa ent-faltete. Laube allerdings iſt durch Heine ent-zündet worden; aber nur er. Was Laube in ſeinem Nachworte zu den Reiſenovellen als richt-ſchnurgebend hinſtellt, gilt nur individuell für ihn. *)

*) Ich geſtehe, daß ich in früherer akademiſcher Zeit Heinen auch deßhalb nicht mochte, weil er Jude war und daß mir vor acht Jahren ein Dolch in's Herz fuhr, wie ich hörte, daß auch mein angebeteter Börne, der damals erſt die 7 Bände ſeiner Schriften veröffentlicht hatte, ein Jude ſein ſollte. Aber ich glaube, daß man allen antijü-diſchen Fanatismus naturgemäß verlieren muß, wenn man ſo ehrlich iſt, ſeine Liebe zu ſo ausgezeichneten Geiſtern, wie dieſe, nicht zu betäuben, ſondern ſie zu hegen quand même! Nicht das Literariſche wurde mir, wie ſo vielen, durch das Nationale verleidet, ſondern durch das Literari-ſche grade, deſſen Werth ich nicht läugnen konnte, kam ich zur Toleranz gegen das Nationale, zur Hingebung an die Intereſſen einer innigeren Verſchmelzung mit einem Stamme, der kein Stamm mehr iſt, und keiner mehr ſein ſollte.

Dieſe neue und letzte Sammlung der Reiſenovellen zeichnet ſich vor der erſten durch eine größere Ruhe, vor der zweiten durch eine wiedergewonnene Beweglichkeit aus. Waren die beiden erſten Bände dieſes Werkes zu haſtig abgefaßt, waren die perſönlichen Erlebniſſe ſo grell hervorgehoben, daß ſie Urſache des Vorwurfs der Schönthuerei, den man Lauben zu machen anfing, wurden: waren andrerſeits Band 3 und 4 in eine heilloſe Diplomatiſirung der Ausdrücke und Empfindungen hineingerathen, glaubten wir hier einen jungen Geſandtſchaftsattaché zu ſehen, der bei dem Fürſten von Metternich Diplomatie und bei Herrn Varnhagen von Enſe correcte Schreibart lernen wollte; ſo mildern ſich in dem Schluſſe des Buches die beiden vorſchmeckenden Elemente und ſtellen eine ruhige, beſonnene und doch hinlänglich poetiſche und originelle Miſchung vor. Dieſe beiden letzten Bände des Werkes ſind unſtreitig die beſten und

werden dadurch in dieſem Eindrucke höchſtens beſchränkt, daß dieſe Dichtungsweiſe den Reiz der Neuheit verloren hat und die Behandlung ſich nicht ändert, ob Berg oder Thal, Fluß oder Meer, die Inſel Rügen oder Thüringen, der Rhein oder der Neckar vom Verfaſſer bereiſt werden.

Ueber Berlin ſpricht ſich Laube mit wärmſter Theilnahme aus. Man muß verbinden, aus allem das Reizendſte hervorſtöbern können, hinlänglich beweglich ſein und mit Hülfe einer Droſchke die langweiligen Striche der nordiſchen Hauptſtadt überſpringen können, um ſo herzlich an dem Leben und Treiben derſelben Theil zu nehmen, wie es Laube thut. Laube hält ſich an das geiſtige Intereſſe Berlins und ſucht ſogar den Eckenſtehern ein ſolches abzugewinnen. Er faßt den ganzen breiten Stoff vom Standpunkte der Intelligenz. Er räumt Glaßbrennern ſo viel Rechte ein, als Hegeln. Von letzterm

hätt' er freilich mehr entlehnen dürfen als von erſterm. Ich glaube nicht, daß es Berlin Ehre macht, wenn man von der Schilderung ſeiner geiſtigen Leiſtungen auf die der Eckenſteher über-geht. Ich erlaube mir hierüber ein Wort.

Dieſe ekelhaften Menſchen haben durch Glaß-brenner, der allerdings ein muntrer und witziger Kopf iſt, eine traurige Berühmtheit erlangt. Einmal muß man annehmen, daß die gäng und gäben Berliner Eckenſteher, ſowie ſie geſchildert werden, nur die baare Erfindung Glaßbrenners ſind, und ſodann den lächerlichen Eindruck deſ-ſen, was ſie ſprechen ſollen, nur auf Rechnung der Sprache bringen, die der Ausländer für drollig hält, da er ſie nur halb verſteht. Ich geſtehe, daß ich, als geborner Berliner, die Eckenſteher und was damit zuſammenhängt, in dem Grade für die partie honteuse Berlins halte, daß ich den Erfolg beklage, den Glaß-brenner mit ſeiner, wie Laube ſagt, „Einfüh-

rung der Eckenſteher in die Literatur,“ gehabt hat. Weder den Berlinern noch den Ausländern machen die zahlreichen Auflagen der kleinen Heftchen Glaßbrenners Ehre. Wiener Poſſen haben etwas Gemüthliches; Nefflens Vetter aus Schwaben iſt eine Salzſoole von Witz und guter Laune; aber Eckenſteher Nante — er ſtinkt ſo nach Fuſel, daß, wenn man ihm mit einem Fidibus zu nahe käme, er in blauen Flammen aufgehen würde. Ich will nicht läugnen, daß Berlin's Volkszuſtände in ihrem eigenthümlichen Idiom dargeſtellt werden können; allein Glaßbrenners dahin einſchlagende Verſuche ſcheinen mir mißglückt. Die Gemüthlichkeit der Berliner untern Volksklaſſen iſt nirgends bei ihm anzutreffen, und doch iſt die Beſchränktheit, die Glaßbrenner in den politiſchen Geſprächen derſelben zu verſpotten ſucht, lediglich die Folge jener Gutmüthigkeit. Alle ſeine Figuren reden wie im Rauſche, und zwar in dem Rauſche der

gebrannten Waſſer, der allerdings etwas Blaſirt-Raffinirtes abſetzt. Das mag für Nante No. 22 paſſen; aber nicht für ganz Berlin. Glaßbrenner's Berlin iſt nur geneigt zu Prügeleien: aber ſchon der Ausdruck: Sich keilen für ſich raufen iſt ganz falſch, um etwas für Berlin Allgemeines auszudrücken. Die Schulknaben und vielleicht jene ſchmutzige Gilde von verwahrlöſten lüderlichen Burſchen, die ihr Brod damit verdienen, die Wagentritte bei Hochzeiten und Kindtaufen herunterzulaſſen, bedient ſich jenes Ausdrucks. Für die Eckenſteher iſt er zu kindiſch. So verfehlt es Glaßbrenner in den meiſten, eigentlich kenntlichmachenden Nebenumſtänden und Bezeichnungen. Seine Bilder ſind hochdeutſch gedacht und dann in das Berliner Patois überſetzt. Dieſer Mangel iſt mir darum ſo anſtößig, weil ich in Berlin geſehen habe, wie gefährlich er den Sitten und der Bildung jener Stadt iſt. Wären Glaßbrenners Skizzen

ächt d. h. verfolgten ſie nur die Ideenkreiſe des unterſten Berlins, ſo würde der Mittelſtand ihnen nicht die Zoten nachſprechen, ſelbſt der Gebildete (denn leider hört man in deſſen Munde oft genug jene abgeſchmackten Redensarten) würd' es nicht können, weil die Sphäre nicht die ſeine iſt. Allein Glaßbrenners Erfindungen ſind ſo raffinirt, ſo hochdeutſch gedacht und nur ſchlecht Berliniſch vorgetragen, daß junge Männer und Frauen aus den Mittelklaſſen ihm alles nachſprechen und ſich jenes Witzeln und Stichreden angewöhnt haben, welches man in Berlin mit den Worten bezeichnet: Die oder der iſt recht Königſtädtiſch d. h. die oder der ſagt ſtatt Ja, Allemal, ſtatt: Recht gerne: Ei warum denn dieſes nicht? ſtatt Oho: Neſſchandeller! ſtatt: das wäre fatal: Pfui Spinne! ſtatt Geld: Kies u. ſ. w. Dies Witzeln und Nachſprechen der Königſtädter Theater- und ſogenannten Berliner Witze iſt in

Berlin bei manchen Klaſſen z. B. jungen Kaufleuten und Handwerkern, namentlich jenen Leuten, die in Berlin auf der Höhe des Elyſiums- und Coloſſeumsbeſuches ſtehen, ſo eingeriſſen, daß für einen gebildeten Mann, dem die höhern Zirkel nicht zugänglich ſind, Berlin unerträglich geworden iſt. Ich wenigſtens geſtehe, daß dieſes Uebel meiner Vaterſtadt, wenn ich täglich ihm ausgeſetzt wäre, mir eine phyſiſche Unbehaglichkeit zuzöge. Dies aberwitzige Weſen war doch 1780 und 1806 dort nicht zu Hauſe. Wie kommt es jetzt in die Berliner hinein? Ich will es aufrichtig ſagen: durch den erbärmlichen Geiſt der Journaliſtik und des Königsſtädter Theaters, die beide ſeit etwa 1826 Hand in Hand giengen um den Geſchmack in Berlin zu verderben. Die alten Inſtitute: Geſellſchafter, Freimüthige ſanken in ihrer Geltung. Eine neue Generation brachte den grimaſſirten Unſinn auf. Ladendiener gaben

in Berlin Journale heraus! Wie konnten dieſe anders ihr Glück machen als dadurch, daß ſie der Gemeinheit eine gewiſſe anſtändige Form gaben? Die Blätter und die Theaterſtücke der Angely, Röſicke und Beckmann überboten ſich in Dummheiten. Haben doch die Chorführer dieſes Treibens, Saphir, „Dumme Briefe“, und Oettinger „faſhionable Dummheiten“ herausgegeben! Wahrlich man ſpricht vom Einfluß, den der Staat auf die Literatur haben ſoll. Hier wäre ein Feld, nicht bloß, um das Unkraut auszujäten, ſondern geſundes Korn einzupflanzen. Warum gewinnen nicht edlere Naturen, die das Talent außerdem haben, populär zu ſein, Raum für eine anſtändige, Deutſchlands und Europas würdige berliner Journaliſtik? Dürften ſich Mundt, Kühne, Laube, H. Marggraff u. A. in Berlin mit Behaglichkeit ſo, wie ſie es zu wünſchen ſcheinen, ergehen; die Gefahr der raffinirten Verwilderung,

die zwei Drittheilen in Berlin droht, würde bald überwunden ſein. Die Regierung hat Einiges gethan; ſie hat ſtudirte Leute für die Redaktionen verlangt. Sie muß aber noch mehr thun.

Laube darf mir nicht übel nehmen, wie ich von ſeinen Reiſenovellen auf die Eckenſteher abſchweifen konnte. Was braucht' er auch dieſe Sphäre zu berühren!

Der letzte Theil ſeines Buches enthält quellengemäße und hier zum erſtenmale gedruckte Briefe Goethes an F. A. Wolf und viel Merkwürdiges über Weimar und den Inhalt der dortigen Mauſoleen. Süddeutſchland wird ſehr im Fluge und bei Novemberregenwetter bereiſt. Die Nebel, die die Fernſichten decken, veranlaſſen den Autor zu hübſchen Novelletten, die er bunt auf die Fenſter des Poſtwagens malt. Wo die Natur nichts bietet, läßt Laube die Geſchichte ſprechen. So fehlt es hier an Abwechslung nicht.

Die neuern Schriften dieſes Autors ſchließen, ſeiner eignen Abſicht nach, eine erſte Periode ſeiner Entwickelung ab. Was uns die zweite, was die dritte geben ſoll, hat er uns weder angedeutet, noch läßt es ſich aus Vorliegendem ſchließen. Wird ſie uns einen Autor geben, der mit weniger Leichtigkeit hinwirft und mit größrer Strenge gegen ſich ſelbſt verfährt, der eine gewiſſe Abrundung der Form noch nicht für die Rechtfertigung und Beſchönigung eines unbedeutenden Inhalts ausgiebt, der ſeine poetiſchen Anſchauungen weniger von der Oberfläche der Geſellſchaft nimmt und ſich nicht in Sentenzen und Maximen gefällt, die von denen des Fürſten Ligne Alles, nur nicht die Tiefe haben; dann wollen wir dieſer zweiten Periode eine Ehrenpforte bauen, ſelbſt wenn Laube fortfährt, ſich eine geſellſchaftlich-politiſch-literariſche Stellung auszugrübeln, die weder im Sein noch im Werden, weder auf dem Trocknen noch im Fluſſe,

weder im Himmel noch auf der Erde wurzelt und die höchſtens nur dieſe Form der Möglichkeit hat, daß ſie dem Beſtehenden im Staate mit faſt religiöſer Entſagung ſeine heilige Geltung läßt und der Oppoſition anräth, hinzugehen, Oekonomie zu ſtudiren und ſich den eignen Kohl zu pflanzen. Damit ſchließt nämlich Laube ſein „junges Europa", einen Roman, der mit übertriebenen Hoffnungen beginnt und mit leidigen Tröſtungen endet. Laube iſt auf dem Punkte, die Schwächen des Liberalismus zu durchſchauen, die Literatur von den Erinnerungen an 1830 zu erlöſen, neue Ausdrücke für alte Dinge und neue Begriffe für alte Worte zu ſchaffen. Sollte er an dieſem Beginnen, dem eine Selbſttäuſchung zu Grunde liegt, ſcheitern, ſo würd' es ihm Deutſchland nur unter der Bedingung vergeben, daß er ſeinem poetiſchen Talente eine tiefere Anwendung gäbe, als die, den oberflächlichen Schaum der höhern Geſellſchaft abzuſchöpfen,

daß er Bedeutendes zu erfinden lerne und es mit einer, den Künſtler und Dichter verrathenden Seelenruhe und Gemüthswärme durchführe, daß er vor allen Dingen einſehen lerne, durch eine affektirte Goethiſch-Varnhagenſche Sprache, ſentenziöſe Wendungen und einen gewiſſen anmaßenden Fluß der Darſtellung werde aus einer Mütze nie ein Helm, aus einer Lehmhütte nie ein Pallaſt, aus einer Miethskutſche nie ein Wagenzug von ſechs Pferden, aus einem goethiſirenden Clauren endlich nie ein Goethe!

Wir aber wollen an uns ſelber Gerechtigkeit üben, damit uns Gott nicht bald einen Simſon ſendet, der uns die Schwänze zuſammenbindet, Feuer dazwiſchen legt und die ſo eitlen Schakale in die dann hohnlachend auf flackernden Saaten der Philiſter jagt!

X.

# Guſtav Schleſier.

Alle Vaterlandsfreunde ſahen mit Genugthuung, wie ein Zwieſpalt des politiſchen ja faſt des geſellſchaftlichen Lebens, der noch vor einigen Jahren in Süddeutſchland theils gewaltſamer theils rechtlicher Mittel ſich bediente, um einem von zwei entgegengeſetzten Extremen den Sieg zu verſchaffen, allmählig, wenn auch noch nicht überall aus den Gemüthern, doch aus dem Verkehre der verſchiedenen Stände und namentlich aus den Berührungen ſich verlor, welche in einzelnen Staaten Regierte und Regierende durch ſogenannte Verfaſſungen zuſammenführten. Die Intereſſen der materiellen Exiſtenz, die Intereſſen des Handels und der Induſtrie werden

gewöhnlich mit der Ehre bekleidet, ausſchließlich dieſe Verſöhnung bewirkt zu haben: was den Ständeverſammlungen nicht gelang, nämlich Vertrauen zwiſchen zwei Parteien herzuſtellen, wo eine von der Schwäche der andern zu gewinnen hoffte; das ſoll bald darauf einem Kanale, einer Eiſenbahn gelungen ſein. Wenigſtens pflegt man, wenn man die Beruhigung der politiſchen Leidenſchaften zu erklären ſucht, den Indifferentismus vorzuſchützen, der ſich plötzlich des Zeitgeiſtes bemächtigt hätte, gleichſam als wäre kein Friede, ſondern nur ein momentaner Waffenſtillſtand jetzt eingetreten. Dieſe faſt drohende Erklärungsart hat aber das Rechte ſchwerlich getroffen. Weit entfernt, daß Deutſchland in einen materiellen Indifferentismus verſunken wäre, iſt es nach wie vor der Entwickelung ſeines politiſchen Lebens zugewandt und ſcheint ſich nur darin beſonnen zu haben, daß es die Mittel, welche früher von dem Parteigeiſte angewandt

wurden, entweder als ungerechte oder als zweckwidrige erkannt hat. Von einer Reaktion der Regierungen kann nur zum Theil die Rede ſein; denn wenn ſie auch die Ueberfluthungen des einmal ausgetretenen Redeſtromes in ein enges aber natürliches Bett zurückdrängten, ſo hat ſich doch die Oppoſition ſo bereitwillig dieſen Anordnungen gefügt, ſie hat, da es ein Geſetz wurde, in ſeinen Reden ſich zu mäßigen, doch lieber gar nicht geredet und hat auch nur das geringſte Quantum von Wirkſamkeit, die möglichſte Ausbreitung ihrer Ueberzeugung ſo wenig mehr zu betreiben ſich veranlaßt gefühlt, daß man, gleichviel ob man nun an ihrer früheren Aufrichtigkeit zu zweifeln Grund hätte oder ob man annehmen müßte, daß ihr die Mittel nicht zu Gebote ſtehen, mit Mäßigung ihren Ideen und deren Verbreitung nachzuleben, jedenfalls berechtigt iſt, den jetzigen Zuſtand unſres Vaterlandes keinen vorübergehenden, interimiſtiſchen, oder wohl

gar nur auf materielles Wohlleben gerichteten zu nennen, ſondern ihn für die Entwickelung unſerer politiſchen Exiſtenz eben ſo hoch anzuſchlagen, wie nur irgend eine Epoche, die ſchon da war oder noch kommen ſoll.

Bei dieſem auffallenden Stillſchweigen des früher ſo lauten Widerſpruchsgeiſtes, bei einer Erſcheinung, die weit entfernt iſt, in Ueberzeugung und aufrichtiger Nachgiebigkeit ihren Grund zu haben, kann ein Verſuch nicht überraſchen, der kürzlich unter dem etwas obſoleten Titel: Oberdeutſche Staaten und Stämme von G. Schleſier gemacht worden iſt, die politiſche Debatte unter den heutigen Umſtänden wieder aufzunehmen, ſie auf das Maaß gegebener Zuſtände zurückzuführen, und den Widerſpruch nicht im Sinne des Parteigeiſtes oder einer die Ordnung gefährdenden Freiheitsleidenſchaft, ſondern als etwas in der Natur alles Staatslebens Begründetes wieder aufzunehmen, eine Oppoſi-

tion im Engliſchen Sinne des Wortes, die, wie der Verfaſſer ſehr naiv ſagt, damit enden würde, daß man ihn an einen Miniſtertiſch beriefe und ihm ein Portefeuille zu vertheidigen gäbe. Der Verfaſſer jenes in der Schreibart etwas ungeglätteten Gemäldes der ſüddeutſchen gegenwärtigen Staatenlage will ſeine Oppoſition nicht an die letzte Rede des Herrn von Rotteck oder irgend eines Andern, der es bedauerte auf Hambach nicht geſprochen zu haben, anknüpfen, ſondern an die patriotiſchen Phantaſien des Juſtus Möſer, an eine Zeit, die demnach weder Napoleon, noch den öſtlichen Völkeraufſchwung kannte, frei war von dem politiſchen Galvanismus, der über das erſtorbene Deutſchland durch die franzöſiſche Revolution kam, an eine Zeit, will der Verfaſſer auf jeden Fall ſagen, wo man die Maaßnahmen der Regierungen tadeln durfte, ohne darum für einen Jakobiner gehalten zu werden. So verjährt dieſe Anknüpfung iſt, ſo

neu iſt ſie für unſre Zeit. Wir wollen den Verſuch des Verfaſſers näher beleuchten, und werden es mit um ſo größerer Bequemlichkeit thun können, da Alles, was nach einſeitiger bloß formeller Oppoſitionsmacherei riecht, namentlich die meiſten Ständeverhandlungen, die Süddeutſchland ſeit der Julirevolution erlebte, in dem Verfaſſer der Oberdeutſchen Staaten und Stämme einen entſchiedenen, und wenn man die verſcherzte Volksgunſt bedenkt, unerſchrockenen Gegner gefunden hat.

Hielten wir die Erſcheinung jenes Buches nicht für wichtig, ſo würden wir keine Notiz davon genommen haben. Wir geſtehen aber, daß in dem gewiß noch jugendlichen Haupte, dem daſſelbe entſprang, eine Verwirrung der Ideen zu gähren ſcheint, die jede ſichre Abgränzung deſſen, was er eigentlich will und was wir, ihm zufolge, eigentlich thun ſollen, gänzlich unmöglich macht. Nicht nur, daß die widerſpre-

chendſten Dinge auf eine wunderliche Weiſe von ihm gemiſcht werden, daß er in ſeinem Gemälde bald vom Rieder Vertrage, bald von den Freuden des Münchner Lebens, bald von der Politik des Wiener Congreſſes, bald wieder von den Straußiſchen Walzern ſpricht; ſondern ſeine Begriffe, die er ganz eigentlich aus einem Syſteme herauszuſchälen ſich die Miene giebt, tragen ihrerſeits ſelbſt ſo oft den Stempel des augenblicklichen Einfalls, einer guten oder böſen Laune, vor allen Dingen aber eines gewiſſen leidenſchaftlichen bloßen Tadelgeiſtes, eines pedantiſchen Dandysmus, wenn wir ſo ſagen dürfen, daß man von den zahlloſen Verſicherungen ſeiner Ergebenheit an die Thatſachen der Ordnung und des beſtehenden Geſetzes, wie von einem Mißtone, der nur künſtlich iſt, während all ſein andres naturaliſtiſches Weſen ihm angeboren ſcheint, faſt unheimlich berührt wird. Es herrſcht mit einem Worte eine wunderliche Mengerei von

Ideen und Anſchauungen in dieſem Verſuch, die politiſche Debatte auf's Neue zu eröffnen, ein halb freies, halb gezwungenes Weſen, Dilettantismus und Kathedertheorie, Belletriſtik und Politik, kurz eine Unbeſtimmtheit des eignen Könnens und Wollens, daß man fürchten muß, der Verfaſſer möchte die Gegenſtände, über die er ſich verbreitet, mehr compromittiren, als aufklären, er möchte die Geſichtspunkte des politiſchen Räſonnements eher verrücken, als feſtſtellen. Das dritte Wort, welches der Verfaſſer der Oberdeutſchen Staaten und Stämme im Munde führt, iſt die Staatsräſon, die Staatsklugheit; aber entweder verbindet er mit dieſen Ausdrücken eine ſo beſondere Vorſtellung, daß wir ihren Beigeſchmack nicht kennen, oder er benutzt ſie zu Wendungen, die allzuviel Heterogeneitäten enthalten, um nicht den Ernſt jener Begriffe herabzuſtimmen und ſeine eigenen Beſchwörungen derſelben zu ent-

kräften. Der Verfaſſer nimmt Wunder welche Miene einer eingeweihten politiſchen Specialität an, und leidet doch wieder an einer Schwatzhaftigkeit, die ihn hundert Dinge in ſeine Staatsräſon mit hineinziehen läßt, die nicht hineingehören und nur dazu dienen können, die Einfachheit unſrer gegenwärtigen politiſchen Geſichtspunkte zu verwirren.

Es ſoll ferne von uns ſein, die politiſche Exiſtenz eines Volkes einzig und allein in ſeinen ſtaatsbürgerlichen Pflichten und Rechten zu ſehen, und nicht in der Totalität aller ſeiner geiſtigen Lebensfunktionen. Ferner ſteht es feſt genug, daß die Regierung nur die äußern Umriſſe in dieſen Funktionen ziehen darf und es der Nationalität, ihren Eigenheiten und ihrer Freiheit, überlaſſen bleiben muß, dieſe Umriſſe auf eine originelle Weiſe auszufüllen. Allein hat man einmal das Wort: Staatsräſon in den Mund genommen, und macht man ſich anheiſchig, die

Politik nicht als Staatsweisheit, ſondern, wie der Verfaſſer will, als Staatsklugheit zu behandeln, dann wiſſen wir nicht, ob es etwas Staatsirräſonableres und Staatsunklugeres geben kann, als in einem Momente, wie dem gegenwärtigen, wo die deutſche Politik nur einige wenige feſte Hauptziele haben ſoll und haben kann, die Schleuſen aller Lebensfunktionen loszulaſſen und in einem Buche, das der Politik gewidmet iſt, eben ſoviel von der Literatur, wie von der Malerei, von der Landesſitte und ſogar von den Nahrungsmitteln und der Küche zu ſprechen. Da aber der Verfaſſer dies thut, ſo hat die Haltung ſeines Buches etwas Unwahres und Affektirtes, abgeſehen davon, daß einerſeits die heftigen Ausfälle deſſelben gegen die jetzt überall ſchweigende Oppoſition dieſelbe nur entrüſten, und andrerſeits ſeine zweideutige Advokatur für die politiſchen Thatſachen Deutſchlands, denen er auf willkührliche Weiſe einen

engliſchen Zuſchnitt giebt, dieſen auch nichts nützen wird, da er ſie von einem ſelbſtgemachten Engliſchen Oppoſitionspunkte aus oft mit denſelben Waffen, wie der von ihm desavouirte Liberalismus, bekämpft.

Die Art und Weiſe eines Juſtus Möſer mag in Zeiten förderlich ſein, wo Europa von allen Seiten friedliche Conſtellationen zeigt. Der Regierung ſo, wie der Verfaſſer thut, gegenüber zu treten, mag, wenn nicht nützlich doch unſchädlich ſein, wenn die Regierung die Wahl hat, hier oder dahin den Weg einzuſchlagen, und um den richtigen zu wählen, der Aufklärung von Seiten begabter urtheilsfähiger Köpfe bedarf; endlich, wenn in der That die Entwickelung des ſittlichen und geiſtigen Lebens in der Maſſe weiter fortgeſchritten iſt, als etwa in einer Regierung, die ſich nur aus erblichen und privilegirten Anſprüchen ihre Beamten zu rekrutiren pflegte. Da überall würde die Staatsräſon des

Verfs. der Oberdeutſchen Staaten und Stämme nicht am unrechten Orte ſein. Allein bei uns kann gegenwärtig die Regierung mit Recht verlangen, daß ſich noch lange Zeit das geiſtige und gemüthliche Streben der Nation ihr als leitendem Gedanken anſchließe; aus dem Grunde nämlich, weil keineswegs Ausſichten vorhanden ſind, welche eine völlige Erſtickung der revolutionären Tendenzen jetzt ſchon als vollzogen annehmen ließen, weil noch immerdar der Charakter der deutſchen Staatsmaximen ein präventiver ſein muß, und es Büchern, wie dem von unſerm Verf. ſchwerlich gelingen wird, die bisherige ſüddeutſche Oppoſition in allen ihren Anforderungen zu widerlegen und da Mäßigung hinzupflanzen, wo weit mehr die Leidenſchaft den Ton anzugeben ſcheint. Kann z. B. die Regierung, und muß ſie es nicht, von einigen anderen Lebenskreiſen, um nur zu ſagen, von der Literatur verlangen, daß die Gährungen, Form-

loſigkeiten und Uebertreibungen, welche noch zur Stunde in ihr die kritiſche Oberhand haben, erſt durch ſich ſelbſt überwunden und ausgeathmet haben, ehe ſie ſich entſchließen darf, ſo mit der Kunſt und Wiſſenſchaft zu parlamentiren, wie es der Verf. verlangen möchte? Kann eine ſolche Einheit alles Volks- und Staatslebens, wie ſie wünſchenswerth genug iſt, unter den jetzigen Umſtänden ſchon Statt finden, wo die Regierungen nur zunächſt die eine Aufgabe haben ſollen, daß ſie ihre Anſprüche und Geſetze feſtſtellen, daß ſie im Strome fluthender Meinungsdivergenzen, in der Anarchie, welche unſre religiöſen, philoſophiſchen und ſogar unſre poetiſchen Debatten beherrſcht, wenigſtens einige unwandelbare und unumſtößliche Thatſachen feſthalten, an welchen ſich die Wellen des Tages vergebens brechen? Würde, wenn die Regierungen in dem träumeriſchen Sinne unſres Autors dem Volksgeiſt und der Erinnerung an das vorige endende Jahrhun-

dert, wo freilich die Regierungen nur Organe des höheren Volksaufſchwunges waren, Gehör gäben, nicht das Geſetz und die Ordnung bald ſelbſt in den Strudel der allgemeinen Zweck- und Zielloſigkeit der Tendenzen hineingeriſſen werden und das Schickſal dieſer Widerſprüche ſelber theilen müſſen?

Warum ſtellen wir dieſe Fragen auf? Wir achten die Talente des Verfs: finden aber nicht, daß er einen guten Gebrauch von ihnen macht. Es bemächtigt ſich ſeit einiger Zeit der jüngeren, ja ſelbſt nur aus poetiſchen Kreiſen entſproſſenen Generation das Beſtreben, mit Hintanſetzung der frühern vorzugsweiſe liberal genannten mehr oder weniger geſetzlichen Gährung Süddeutſchlands, mit Hintanſetzung der Beſtrebungen der Herren von Rotteck, Itzſtein u. A. ſich in einem gleichſam hiſtoriſchen Sinne auf politiſche Debatten einzulaſſen. Es iſt nicht der Geiſt der Unordnung, der ſich darin ausſpricht. Im Ge-

gentheil, der Verfaſſer der Oberdeutſchen Staaten und Stämme iſt in dem Sinne monarchiſch, daß er einen einigen feſten und conſequenten Willen an der Spitze der Regierung um keinen Preis vermiſſen möchte. Allein die Unzuläſſigkeit dieſer Beſtrebungen beginnt mit der Maſſe von Zumuthungen und Anerbietungen, die man dem Gouvernement aufdrängen möchte, ja ſogar durch das Aufdrängen von Perſonen, wie denn der Verf. jenes Verſuchs deutlich genug zu verſtehen gibt, daß er nur ſo lange opponiren würde, bis er ſelbſt an den Miniſtertiſch käme, dieſer jugendliche Fox! Welche wunderliche Aeußerungen! Wenn wir dem Verf. nach den voranſtehenden Bemerkungen noch einen guten Rath geben möchten, ſo wär' es der, die Staatsräſon denen zu überlaſſen, welche dafür verantwortlich ſind, ſich ſelbſt aber auf irgend ein kleines abgeſondertes Gebiet nützlicher und angenehmer Thätigkeit beſchränken zu wollen. Alles zu ſein,

Philoſoph, Literator, Kritiker, Hiſtoriker, Publiziſt, ja ſogar, wenn das Glück gut ginge, Staatsmann — dabei möchte ſchwerlich etwas Gediegenes herauskommen; während wir durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß irgend ein kleines von dieſem verſpäteten Schüler des Juſtus Möſer fleißig und redlich bearbeitetes Ackerfeld der Poeſie oder Philoſophie ihm eine ergiebige Ernte tragen würde.

III.

# Don = Quixote.

I.

# J. Minckwitz.

Digitized by Google

Als man vor einiger Zeit im Meßkatalog die Ankündigung eines Briefwechſels las, der zwiſchen dem Grafen Platen und einem gewiſſen Johannes Minckwitz erſcheinen ſollte, hoffte jeder Freund der ſchönen Literatur einen intereſſanten Beitrag für die Geſchichte der Geiſtes- und Herzensentwicklung eines Dichters zu finden, deſſen Leben kalt gelaſſen hatte und der erſt durch ſeinen Tod zu rühren beſtimmt ſchien. Man ſchloß auf eine dem Publikum unbekannt gebliebene freundſchaftliche Verbindung des Verſtorbenen mit irgend einer unbekannt gebliebenen Perſönlichkeit, die mehr empfangen als geben, mehr anregen als befriedigen konnte, auf ein Verhält-

niß, wie es z. B. zwiſchen Jean Paul und dem unbekannten Otto Statt fand. Jetzt, wo der Briefwechſel erſchienen iſt, erſtaunt man über die Täuſchung, der man ſich hingeben konnte. Keine einzige, noch ſo beſcheidene Erwartung iſt eingetroffen. Und doch iſt es ſchwer, gleich zu ſagen, was man gefunden hat. Unſere Täuſchung iſt aus ſo vielen Elementen zuſammengeſetzt, daß wir hiſtoriſch zu Werke gehen müſſen, um unſern Leſern von jenem bei Kummer in Leipzig erſchienenen kümmerlichen Briefwechſel eine richtige Vorſtellung zu geben.

Herr Johannes Minckwitz, den man wegen ſeines mangelnden Witzes füglicher Manck- (manque-) Witz nennen dürfte, gehört zu einer Menſchenrace, über deren Ausſterben man ſich alſo vergeblich Glück gewünſcht hat! Wenn wir von Herrn Minckwitz ſagen wollten, er wäre ein Pedant, ſo hätten wir Das, was er iſt, immer nur erſt halb ausgedrückt. Ja, er iſt ein Pe-

dant, aber ein Pedant mit Umſtänden. Worte nennen das Ding nicht: wir müſſen es umſchreiben und wieder hiſtoriſch verfahren.

Herr Minckwiß iſt ein Sachſe, ein Leipziger, ein Philologe. Er wurde auf irgend einer Fürſtenſchule, wie die Gymnaſien in Sachſen heißen, in die Wiſſenſchaften eingeführt d. h. in das claſſiſche Alterthum, oder was daſſelbe iſt, in die Grammatik und das Lexikon. Armer Junge! Du wollteſt Homer finden und fandeſt nur das Aeoliſche Digamma, Du wollteſt vom Sophokles lernen und Sophokles lehrte Dich nur, die Metren ſeiner Chöre anzuordnen! Minckwiß verläßt die Schule, Minckwiß hat eine Rede gehalten de studio antiquitatis sive de particula ἂν. Er weiß von Rom, Griechenland, von den größten Männern der Urzeit; er weiß zwar nicht, was ſie gedacht, aber doch, wie ſie geſprochen haben, er kann mit Themiſtokles reden und wird im Elyſium als Dolmetſcher

angeſtellt werden. Minckwitz iſt wieder in Leipzig, in dem ſchönen Leipzig, wo er geboren wurde, er iſt bei Hermann, bei Gottfried Hermann, er hört Vorleſungen über den Viger, er überſetzt, aus dem Griechiſchen in's Deutſche, aus dem Deutſchen in's Griechiſche, rück- und vorwärts, Minckwitz wird Mitglied der griechiſchen Geſellſchaft. Und wie der Menſch im Leben ſeine plötzlichen Momente hat, die ihn packen und um Jahrhunderte in ſeinen Ideen weiter ſchleudern, da bekommt er durch Zufall eine Platen'ſche Ode zu Geſicht. Er erſtarrt, er hatte das Versmaß gemeſſen, großer Gott, es war nicht ein einziger Fehler in der Scanſion. Minckwitz kennt ſich nicht mehr: er geht mit großen Plänen ſchwanger.

Man muß nicht etwa glauben, daß dieſe Geſchichte ſchon ſehr alt iſt. Nein, ſie fiel erſt vor zwei Jahren vor. Herr Minckwitz iſt noch blutjung. Hierin ſteckt eine Merkwürdigkeit;

denn es iſt wohl merkwürdig, zu beobachten, wie ſich junge Leute unſerer Tage in die heutige Literatur hineinzudenken und zu fühlen lernen, wie ſie es machen, um den ganzen modernen Krimskrams ſeit 1833, dieſes Chaos von Talent, Leichtſinn, Verfolgung und gegneriſcher Gemeinheit klein zu kriegen, wie man ſagt! Es iſt merkwürdig, Herrn Minckwitz, dieſes philologiſche Infuſionsthierchen, unter der Lupe zu betrachten, und zu Nutzen unſerer neueſten Culturgeſchichte zum Swammerdam an ihm zu werden.

Leipzig im Jahre 1833! Das war das Zeitalter des Heinrich Laube und Joel Jacoby. Damals mußte man in Leipzig ſein, um zu wiſſen, was „moderne" Literatur iſt. Herr Minckwitz war ſo glücklich. Er konnte die neue Literatur kennen lernen, wenn er im Hotel de Bavière ſpeiſte. Er wußte nur von Homer, Thucydides und Xenophons Anabaſis (Teubner'ſche Ausgabe) und was er kennen lernte von der

Literatur ſeit der letzten byzantiniſchen Periode bis auf heute, von der Literatur des Mittelalters und der neuen Zeit, von der Literatur zweier Jahrtauſende, das war nur Eines: Heinrich Laube! Homer und Laube! Thucydides und Laube, Xenophons Anabaſis und Laube! Armer Laube; es gab damals in Leipzig einen Jüngling, der Dich grimmig haßte, der Dich mit archilochiſchen Jamben, griechiſchen Jamben tödten wollte, und ſiehe, dieſer Jüngling hieß Johannes Minckwitz! Nichts kann drolliger ſein, als der Aerger, den Herr Minckwitz über die „moderne" Literatur, die er durch die Straßen Leipzigs fahren und reiten ſah, empfand, den er warm ausſchüttete in die Bruſt ſeines nunmehrigen Freundes Platen, und jetzt in der Vorrede ſeines Buches in das große, welthiſtoriſche Herz eines Schelling. O Platen, Schelling, ruft er aus, ſehet, was ſich hier begibt, leſet den geſtrigen Theaterbericht über das Spiel der Dem.

Wagner, ſprecht: ſoll ich? ſoll ich zuſchlagen? Ja, Herr Minckwitz ging ſogar ſo weit, Platen aufzufordern, ob er aus den Leipziger Zuſtänden nicht eine Comödie in Trimetern und mit Paraſen machen wolle: er könne von ihm die Lieferung der Materialien verlangen, er wolle ſie ihm alle ſchildern, wie ſie leibten und lebten, die Redakteurs des Kometen, Planeten, Eremiten u. ſ. w. Platen erſchrickt vor einem Fanatismus, der von Injurienprozeſſen noch nichts gehört zu haben ſchien, und zur „verhängnißvollen Gabel" blieb diesmal noch das Meſſer aus.

Doch ſeh' ich, daß ich meiner Erzählung vorgreife. Wie kamen denn hier der Meerbuſen von Salerno und die Pleiße zuſammen? Durch ein griechiſches Gedicht. Herr Minckwitz überſetzte Platen's Gedichte in's Griechiſche, und zwar ſo hübſch, daß wir uns Platens Geneigtheit, auf die zudringlichen und unhöflichen Briefe des jungen Leipziger Privatdozenten zu antwor-

ten, wohl erklären können. Wer ein griechiſches Ohr hat, lieſt dieſe Ueberſetzungen mit Vergnügen; wir wollen durchaus nicht ungerecht ſein, denn wir zweifeln nicht, daß Herr Minckwitz beſſer griechiſch als deutſch ſchreibt. So empfand auch Platen: daher dieſer Brief- oder beſſer Billetwechſel. Minckwitz liebkoſt ſeinen Gegenſtand der Verehrung oder vielmehr das Original ſeiner Ueberſetzungen; Platen entſchuldigt ſich nur immer, daß er noch nicht geantwortet hätte und bittet, ihn nicht um zu viel Porto zu bringen. Minckwitz aber hört nicht auf: er ſchickt ihm ganze Stöße von Ueberſetzungen aus dem Euripides und Sophokles; ja, er ſchickt ſie ihm ſogar nach Sicilien und Syrakus! Der unglückliche Platen!

Jetzt, glaube ich, hat der Leſer allmälig eine Vorſtellung von dem Minckwitzigen Briefwechſel. Nehme man noch hinzu, daß nichts widerlicher iſt, als eine Jugend, die wie ein Alter ſpricht, als eine blöde, vom Lampenſchein

erblaßte, feuchthändige Pedantennatur, als Arroganz bei Knaben, Mangel an Lebensart bei jungen Männern, Zutraulichkeit, wo man ehrerbietig ſein ſoll, Aufdrängen, wo man nicht hingehört, Beſchränktheit eines Philiſters, wo man Einſicht in hohe Dinge affektirt; dann kennt man vollſtändig das Porträt, welches hier ein Gelehrter ſchon in ſeinen Zwanziger Jahren von ſich aufſtellt! Um dieſen Charakter, der aus Philiſtereien und Mangel an Lebensart zuſammengeſetzt iſt, mit einem Zuge zu ſchildern, ſo erwähn' ich nur die wunderliche Zumuthung, die er in einem ſeiner unfrankirten Briefe an Platen richtet. Platen iſt in Italien, in Neapel, und Minckwitz ſchreibt ihm: Werden Sie uns nicht einmal in „Laipzg" beſuchen! Gibt es etwas Tolleres und Beſchränkteres! Einem Dichter, von dem er wiſſen muß, daß ihm Neapel die Vorhalle des Paradieſes iſt, zu ſagen: Kommen Sie doch nach Leipzig; der alte Gottfried

Hermann, nein! nicht einmal ſo: der Herr Comthur Hermann möchte Sie ſprechen! O du Spießbürger von einem Philologen! Es iſt gräßlich; Minckwitz iſt noch keine 25 Jahre alt.

Ich möchte dieſen Artikel gern mit etwas Gedeihlichem beſchließen, und erwähne daher nur kurz die am Schluß des Buches beigefügten Briefe Platens an G. Schwab. Sie ſcheinen aus einem Papierkorbe aufgeleſen; denn in dieſen gehören ſie eher, als vor das Publikum. Raucht Herr Schwab, ſo würde er beſſer daran gethan haben, aus ihnen Fidibus zu machen, als ſie drucken zu laſſen. Schlimmes Zeichen für den Empfänger dieſer Briefe, daß ihm der Schreiber derſelben nichts Beſſeres zu bieten für nöthig hielt! Das wollen unſere großen Männer ſein, und in ihren Briefen ſchreiben ſie ſich, wie Commiſſionsreiſende an ihren Prinzipal. Das einzig Brauchbare in den Billeten ſind die Bemerkungen über W. Waiblinger's römi-

ſche Lebensweiſe, Notizen jedoch ſo trauriger Art, daß Herr Guſtav Schwab, der der Lehrer W. Waiblinger's war, lieber mit ſeinen Thränen dieſe Schriftzüge hätte auslöſchen ſollen, als ſie durch den Druck veröffentlichen. Lebte Waiblinger noch, ſo ging' es, weil Eltern und Lehrer ſtrafen dürfen; aber Waiblinger, der Unglückliche, iſt längſt hin und ſchläft in römiſcher Erde einen Schlaf, deſſen Niemand mehr gedenkt. Um einen todten Sohn oder Schüler, ob er auch verloren ging, trauert doch jedes Vaterherz, jeder Lehrer, der ein edles Gewiſſen hat, und G. Schwab ſoll Schuld ſein, wie verlautet, daß Waiblinger untergieng.

Ich bin zu weich geſtimmt, um auf die Albernheiten des Herrn Minckwitz zurückzukommen. Was er über Platen ſagt, womit er ihn gegen ſeine Gegner vertheidigt, das iſt Alles Spreu und windiges Zeug. Die Hauptſache bleibt:

Platen iſt eines der beklagenswerthen Opfer, welche der Genius der Dichtkunſt dem Zeitgeiſte und ſeinen confuſen Lenkern öfters bringen muß. Platen angegriffen haben, das will wenig ſagen; aber ihn nicht vertheidigt haben, das iſt die Schande, die auf Deutſchland laſtet. Wenn Heine und Immermann ihn mit allen Waffen verfolgten, ſo that es Dieſer, um ſich zu vertheidigen, Jener, weil er ſelbſt die Theilnahme des Publikums brauchte und auf fremden Ruhm eiferſüchtig war. Aber Ihr tragt die Schuld, die Ihr ihn aufkeimen ſahet und nichts für ihn thun wolltet! Der Vorwurf trifft die Münchner Kreiſe, die ihm unter vier Augen einen Lorbeerkranz aufſetzten, ihn genoſſen und ihn niemals dem Publikum empfohlen haben, die Stuttgart-Tübinger Kreiſe, weil theils die ſchwäbiſchen Lyriker ihn ausſchloſſen, theils die Kritik ihn nicht von ſeiner tiefen Seite zu würdigen wußte. Jene beſangen ſich doch untereinander ſelbſt: warum

nahmen ſie nicht Platen in ihr Selbſtlob auf? Dieſe, die Kritik von Stuttgart, tödtete Platen, ohne Hand anzulegen. Sie hatte zu viel Vorurtheil und zu wenig Geſchmack, um den Verſtorbenen würdigen zu können. An den Ignorirenden und Ignoranten liegt's, nicht an den Angreifenden.

Wer mir Glauben ſchenken will, der wähle ſich eine freie Stunde, ſo lang es noch grün iſt, und leſe Platen, als wenn er ihn noch nie geleſen hätte. Er leſe weniger ſeine dramatiſchen und epiſchen Arbeiten, als ſeine lyriſchen Gedichte. Man wird in ihnen wenig objective Leiſtungen finden, das heißt Deklamirbares, was für ſich beſteht, wenig, das in ſich fertig iſt und keiner Fortſetzung bedarf, kurz wenig Gedichte in dem gewöhnlichen, vereinzelnden Sinne, aber ſtatt deſſen unendlich viel Dichten, Leben, Empfinden, Wahrheit überall, wohin man blickt, Wahrheit bei aller Kunſtgerechtigkeit der Form.

Platen iſt ein Charakter ſeltener Art. Sein Haß, ſeine Melancholie, ſeine Wunderlichkeit, ſein Selbſtvertrauen, dies Alles ſind Elemente, die uns freilich nicht zünden, die uns durchaus nicht ſo anwehen, wie jene Schmeicheleien, jener Kitzel unſres guten Menſchen, die wir immer für Poeſie ausgeben und beklatſchen. Platen hat Nichts, das als Geſinnung ſich empfehlen läßt, das uns als ein Lotterbette für unſere Trägheit und Eigenliebe dienen könnte. Er ſpricht von uns Deutſchen, er liebt die Deutſchen, aber indem er ſie züchtigt; er ſchmeichelt ihrer Eitelkeit nicht mit den beliebten großen Redensarten. Es fehlt ihm an Natur, Sonntagsfreude und Liebe durchaus nicht, aber in Alles miſcht ſich Etwas, das ſeine Empfindungen verdüſtert. Seine Gedichte ſind nicht wir, ſondern er. Das iſt es. Daran iſt der Deutſche gar nicht gewöhnt, durch ſeine graſſirende ſchlechte Lyrik, durch ſeine ſchlechte Kritik gar nicht

gewöhnt. Der Dichter ſoll uns ſchildern, er ſoll im Abendſonnenſchein ſpazieren gehen, er ſoll im Walde nach den Vögeln ſehen; für wen? für uns, die wir ſagen: er drückt unſer Herz aus, unſer Gefühl, unſer Wollen; ja, das ſind wir! Der große Dichter! Der große Schiller, der große Uhland und der ganze Reigen hinten drein, die Alle blos dichteten, um gehört zu werden. Platen dichtete nicht, um gehört zu werden. Er hat kein Gedicht, das ſich deklamiren läßt. Man muß, was er dichtete, empfinden, ſtill betrachten, erwägen, man muß ihn ergründen, wie man Horaz, wie man Goethe ergründen muß. Platen gibt ſich ſelbſt als Dichter: er dichtet ſeinen Menſchen; darin liegt das Unglück und die Ungerechtigkeit, welche ihn verfolgte, indem ſie ihn nicht hörte. Er lebte in den Zeiten der Zweckpoeſie, der arme Dichter, der wie Petrarca glaubte, ſeine Gefühle, wie dunkel und melancholiſch, wie egoiſtiſch und

wunderbar ſie waren, hätten das Recht erkauft, zu gelten, dadurch, daß er ſie in meiſterhaften Weiſen ausſprach. Solche Meinungen im Publikum begünſtigte die oberflächliche Kritik jener Zeit nicht. Platen verlor vor ihr ſein Dichterrecht, weil er ein wahrer Dichter ſein wollte.

Ich will manche der gegen Platens Muſe gemachten Einwürfe nicht in Abrede ſtellen. Aber ſpricht man von ihrer Kälte, ſo iſt das ihr Reiz, von ihrem Egoismus, ſo iſt das ihre Wärme. Die Form iſt claſſiſch und koſt wie Wellenſchlag an jedem Ohre, das griechiſchen Wohllaut verſteht. Ich begreife nicht, wohin es mit der deutſchen Cultur hinauswill, wenn man für das Individuelle und Charakteriſtiſche im Genie keinen Sinn mehr hat und diejenigen Geiſter mißachtet, die ſich ſchämten, der Maſſe zu ſchmeicheln! —

II.

# Joel Jacoby.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Klagen eines Juden enthalten einen Verſuch, den Zeitgeiſt auf den Kopf zu ſtellen. Herr Jacoby bekämpft die Irrthümer der Revolution mit den Tugenden derſelben, die er ſich zu eigen gemacht hat; er will die Leiden des Judenthums ſchildern und bedient ſich dabei einer Dialektik, die er nur dem Chriſtenthum verdankt. Herr Jacoby, an der Hegelſchen Begriffsleiter klettern und denken lernend, konnte, um konſequent zu bleiben, nur damit enden, daß er ſich taufen ließ und irgendwo außerordentlicher Profeſſor wurde. Statt deſſen behält er ſeinen polniſchen Bart und Rock und ſucht, ein zweiter Guſikow, aus dem wurmſtichigen Holze des israe-

litiſchen Glaubens Töne hervorzulocken, die auf die Note mit chriſtlichen Chorälen zuſammentreffen. Die wunderlichſte Verwirrung der Begriffe ſpricht ſich in dieſem neuen Pſalterion aus. Man glaubt das Berliner politiſche Wochenblatt zu ſehen, welches um ſeinen Arm den Talisman der jüdiſchen-Frömmigkeit, die Tephilim, gewickelt hat. Es iſt die Hallerſche Reſtauration der Staatswiſſenſchaften, die hier mit Band und Bleiſtiften handelt. Herr Jacoby iſt ſchon längſt getauft, wenn er auch vorgibt, in dieſem Buche nur aus der Beſchneidung zu ſprechen.

Ich bin in Verlegenheit, wie ich es anfangen ſoll, um aus dem korinthiſchen Erz oder Berliner Neuſilber der vorliegenden Compoſition alle urſprünglichen Stoffe rein herauszuſcheiden. Noch niemals hat die Lüge, oder zarter geſagt, die Selbſttäuſchung ſich einen ſo undurchdringlichen Schleier von wahrhafter Ueberzeugung vorgezogen. Herr Jacoby nimmt mit ſeinem jüdiſch-

chriſtlichen Neuſilber eine ſo offizielle, patentirte, oder um es beſſer zu ſagen, arrogante Miene an, daß Mancher vor ihm erſchrecken wird und ſein Buch lieber gar nicht lieſt, aus Furcht, wenn er nicht daran glaubt, für einen Hochverräther erklärt zu werden. Herr Jacoby flattert ſeinen neuen davidiſchen Pſalmen voran wie ein Zorn-engel, der, meines Wiſſens, in der Vorhalle des Allerheiligſten nicht geſtanden hat. Es iſt nicht die ſanfte, elegiſche Flöte, die ſeine Schmerzen und Klagen begleitet, ſondern eine große Knall-peitſche, mit der er über die Häupter ſeiner et-waigen Gegner hinwegſauſt. Wir glauben, daß Jemand, der ſoviel Prätenſionen macht, wie Herr Jacoby, ſich auch auf etwas Beweisartiges ſtützen müſſe. Was hat Hr. Jacoby geleiſtet? Beantworten wir dieſe Frage, ſo ſehen wir viel-leicht auch die Urſprünge jener Confuſion, über welche man bei dieſen Judenklagen ſich am mei-ſten zu beklagen hat.

Herr Jacoby trat mit einem politiſchen Büchlein für Deutſche auf, einer radikalen Schrift, die auch Wirth oder Siebenpfeiffer geſchrieben haben konnte. Der Verfaſſer revolutionirte darin die Geſchichte ſo ſtürmiſch, daß er den lächerlichen Satz aufſtellte, das Zeitalter der Revolution hätte nicht mit 1789, ſondern ſchon mit den Hohenſtaufen begonnen. Man denke ſich, Herr Jacoby wollte das ganze Mittelalter zu einer Einleitung in die Bücher der Herren Thiers und Mignet machen! Dieſe kleine Schrift zeichnete ſich außerdem durch eine Renommiſterei aus, die auf Niemanden, der Herrn Jacoby näher kannte, ihre komiſche Wirkung verfehlte. Der Verfaſſer prophezeihte ſeinem Erſtlings-Kometen einen langen Schweif, aus kleinen feurigen Brochüren beſtehend über Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerkataſter und landwirthſchaftliche Conjuncturen, über Dinge, von welchen Herr Jacoby ſo viel verſteht, wie ich

von der Mandſchuſprache. Das politiſche Büchlein erregte, ein Glück für den Verfaſſer, nur Gelächter. Doch ſtrebte Herr Jacoby nach dem Ernſte. Er wollte durchaus ein Märtyrer des Liberalismus werden, was ihm damals Ehre machte, und griff die Hohen und Niedrigen Berlins in den Zuſtänden und Bildern an, welche er über dieſe Reſidenz herausgab. Das Buch hatte nicht den geringſten Werth. Es war eine planloſe Zuſammenwürfelung planloſer Stoffe, die der Verfaſſer in poetiſcher Proſa, dem Beiſpiele Heines folgend, bearbeitete. Weder die Neugier fand hier etwas Neues, noch der Geſchmack etwas Schmackhaftes. In dem Tone, in welchem Heine den Tambour le Grand ſprechen läßt, war das ganze Buch geſchrieben, verblümte kleine Abſätze, beginnend mit — Und, und endend mit Und, jene modern-romantiſch-jakobiniſche Phraſeologie, deren Unerträglichkeit man ſelbſt empfunden haben muß, um zu ver-

ſtehen, was ich hier meine. Herr Jacoby hatte das Unglück, wegen dieſes Buches von Hrn. Menzel gelobt zu werden. Eine dritte Schrift dieſes Verfaſſers über die Judenemanzipation löſte ſich in einen buchhändleriſchen Scandal auf. Herr Jacoby verſcholl.

Das Wiederauftauchen des Verfaſſers der Judenklagen iſt ſonderbarerweiſe dem Publikum bekannter, als ſeine frühere doch durch Bücher, die jetzt ausblieben, bezeichnet geweſene Periode. Herr Jacoby verwandelte ſich in einen Correſpondenzenſchreiber oder wie er ſelbſt ſagen würde, in einen Publiziſten. Wie der Geiſt im Hamlet, oder wie ein Maulwurf warf er hier und da einen Hügel Erde auf und rief bald hier, bald da, bald mit einem * bald mit einem † bezeichnet, Verwünſchungen über den Zeitgeiſt aus. Statt ſich ſelbſt anzuklagen und ſeine eignen Irrthümer, klagte er die an, die ihm früher geglaubt hatten. Er hatte ſeinen Rock umgekehrt und zeigte die

Seite jetzt nach Außen, welche früher sein Unterfutter war. Ich habe gegen seine ſtürmiſche Umkehr nichts; nur hätte er ſie nicht auch von uns ſo ſtürmiſch verlangen ſollen. Er hätte warten ſollen, bis wir uns ſelbſt beſinnen. Als Z. Werner katholiſch wurde, verdammte er ſeine eigne Vergangenheit, nicht die der Andern. Er hielt Faſtenpredigten, nicht um der Ketzer, ſondern der Sünder überhaupt willen.

Ich bin feſt davon überzeugt, daß unter den jetzigen Verhältniſſen in der Literatur die Ausbildung eines conſequenten Charakters äußerſt ſchwierig, ja unmöglich iſt, wenn ein Schriftſteller nicht in der Lage iſt, auf die Oeffentlichkeit eine Zeitlang zu reſigniren. Ich will herzlichgern glauben, was uns z. B. Laube ſo oft ſagt, daß „man neues Terrain gewinnen“ müſſe (d. h. das alte verlaſſen) was Schleſier kürzlich ausführte, daß der Liberalismus nach den Prinzipien des abſtrakten Vernunftrechts,

unſrer Geſchichte keine Erlöſung bringen wird; ich will mich gegen dieſe Bemerkungen nicht ſtemmen. Nur die Rolle, welche Herr Jacoby ſpielt, halt' ich bereits für eine vogelfreie. Judenthum und Chriſtenthum durch den Fanatismus der Geſchichtscorruptioniſten zuſammenlöthen, nebenbei Dichter ſein wollen, Gentz und König David in einem Sack, und unbegründete Correſpondenzen in deutſche Zeitungen für publiziſtiſche Arbeiten ausgeben, dazwiſchen arrogant und dünkelhaft — das iſt eine mithridatiſche Miſchung, welche für meinen Geſchmack zu piquant iſt. Auch haben, ſoviel man den öffentlichen Blättern trauen darf, dieſe Klagen eines Juden noch keines Menſchen Herz gerührt. Noch kein Geſangbuch hat ſie für den Gottesdienſt aufgenommen. Noch Niemand hat vorgeſchlagen, ſie an die Stelle wenn auch jener davidiſchen Pſalmen zu ſetzen, die unächt ſind.

Ich will nicht ungerecht ſein. Ich will zu-

geſtehen, daß die Stelle, wo Herr Jacoby von dem Spielzeug der „ſchönen blanken Chriſtennamen" ſpricht, mich gerührt hat. Noch eine andre Stelle iſt ſchön, die, wo Herr Jacoby den Muth hat, die jüdiſche Geſchichte der chriſtlichen gegenüber zu halten. Dieſe beiden Stellen können aber auch beweiſen, woran alle übrigen leiden; nämlich an dem Mangel von Thatſachen, an der faktiſchen Grundlage der Klagen, an der durchaus oberflächlichen und in vague Redensarten gehüllten Charakteriſtik des Unglücks der Juden. Lieder eines wahrhaften Ahasver — welch ein Stoff! Geſänge, entquollen dem vereinſamten Gefühle eines Juden, der ſich zum letzten Male, ehe Jehova vollends ſtirbt, an ihn anklammert und mit trunkener Anſchauung von der Pracht der alten Tempelreligion träumt, Weihgeſänge der Bundeslade — welch ein Stoff! Und der Jude in ſeiner politiſchen und geſellſchaftlichen Exiſtenz, in dem ſtillen Groll um alte und neue

Unbill, der Jude, gegenüber den großen Geiſtern der deutſchen Kunſt und Literatur, der Jude, gegenüber den hohen Geſtalten der chriſtlichen Geſchichte oder umrauſcht von den Wipfeln der deutſchen Eichen — welch' ein Stoff! Ja, Herr Jacoby, Sie mußten, um dieſen Stoff zu bewältigen, nichts weiter ſein, als Dichter und vor allen Dingen Jude! Hegel, Leo, das Berliniſche Wochenblatt war für Ihre Pſalmen durchaus Nebenſache! Sie haben ſoviel lärmende Inſtrumente für Ihre Elegien engagirt, daß Niemanden die Melodie derſelben deutlich werden wird.

Die Form dieſer Klagen, behauptet der Verfaſſer, ſoll ihm außerordentliche Mühe verurſacht haben. Dieſe Geſänge ſollten ganz das Anſehen haben, als wären ſie aus dem Hebräiſchen überſetzt. Ihre Form beſteht in dem Parallelismus des alten Teſtamentes, über welchen Herr Jacoby in der Vorrede eine Abhandlung verſpricht, grade wie früher in ſeinem politiſchen

Büchlein die Abhandlung über Patrimonialgerichtsbarkeit versprochen wurde. Der Parallelismus des alten Testaments iſt eine großartige Manier, alle Dinge zweimal zu ſagen. Dieſe rhetoriſchen Tavtologieen entſprechen vollkommen einer Poeſie, die in ihren kindlichen Anfängen ſchon nach einer gewiſſen Abrundung ſtrebte, und ſtehen tief unter dem metriſchen Schematismus der claſſiſchen Literaturen, wie dieſe wieder unter der Muſik unſrer neuen gereimten Literaturen. Oder will man nicht rangiren, ſo geſtehe man wenigſtens zu, daß jede dieſer Formen in der Dichtung dem Genius der betreffenden Sprachen angemeſſen iſt. Was ſich auf hebräiſch recht gut ausnehmen würde, mißfällt entſetzlich, wenn man es auch im Deutſchen verſuchte. Die Dichtungen des Herrn Jacoby mögen noch ſo tiefſinnig hebräiſch gedacht ſein, ſie ſind im Deutſchen ſehr ſchwerfällig, ſehr langweilig und ſehr ohnmächtig. Was bei David eine Claſſizität

iſt, wird bei Herrn Jacoby eine pedantiſche und komiſche Komödie. Wo die Kinder Korah ſehr prächtig ſingen, ſingt Herr Jacoby eine trockne Scala, die durch ihre Regelmäßigkeit das Ohr beleidigt; bei Aſſaph wird man über den logiſchen Schematismus ſeiner Pſalmen erſtaunen, bei Herrn Jacoby aber immer eingeſtehen müſſen, daß ſie das Weſen der Dichtung ausſchließen.

Dieſe letzte Rüge wird den Verfaſſer wahrſcheinlich heftiger verletzen, als unſre erſte. Er muß ſich in ſeinem Kampfe gegen den Zeitgeiſt ſo guter Anlehnungspunkte erfreuen, daß es ihn wenig kümmert, ob wir ihm vorwerfen, er ſtelle ihn auf den Kopf. Auch können wir dem Eigenſinn, längſt im Geiſte getauft zu ſein und doch Jude zu bleiben, unſere Verwunderung nicht verſagen. Vielleicht ſtrebt Herr Jacoby nach dem Rufe der Sonderbarkeit! Daß wir ihm aber nicht noch den des Dichters haben mitgeben können, thut uns wahrhaft leid. Vielleicht

möchte es erſprießlicher für ſeine deßfallſigen Anſprüche ſein, wenn er uns etwa Hallers Reſtauration in hebräiſchen Parallelismen genießbarer machte oder wohl gar zum Berliner politiſchen Wochenblatt eine Beilage mit ungereimten pſalmodiſchen Tavtologieen ſchriebe.

---

III.

# F. A. Löffler.

Digitized by Google

Er iſt Verfaſſer der in Leipzig erſchienenen, der Form und dem Inhalte nach gleich merkwürdigen Schrift: **Ueber die Geſetzgebung der Preſſe. Von F. A. Löffler. Erſter Band. Leipzig, Brockhaus. 556 S.** Wir wollen uns gleich von vornherein mit dem Verfaſſer über zwei Puncte verſtändigen, nämlich über ſein Reſultat und ſeine Methode. Wenn ſich Hr. Löffler in dem Grundriſſe ſeiner Schrift, im Fachwerke derſelben, und in der Manier, ſie mit jenen Steinen, die er nach der Preſſe wirft, auszufüllen, als Anhänger der Hegelſchen Schule zu erkennen gibt, ſo ſind wir weit entfernt, uns ſchon hierdurch gegen ſeine Beweisführungen

einnehmen zu laſſen. Der Scharfſinn der Hegelſchen Schule im Unterſcheiden, Sichten und Sondern wird von uns aufs Beſte anerkannt. In unſern Entgegnungen gegen Herrn Löffler glaube man am Wenigſten eine Parteilichkeit im Hintergrunde, die der Schule gelte, zu entdecken, ſondern wie wir darüber einverſtanden ſind, daß ſich in der Schrift des Herrn Löffler ein blinder Fanatismus für ſeine Schematiſirungen, Unterſcheidungen und Maximen findet, ſo bekannt iſt es uns auch, daß es nicht nur das Weſen einer Schule mit ſich bringt, auf die Worte des meiſternden Syſtems zu ſchwören, ſondern daß es auch der Hegelſchüler viele gibt, bei denen das Streben nach richtigem Denken ebenſo reell (als Wahrheitſtreben), wie formell (als bloße Dialektik) herrſcht. Wenn wir uns gegen die Hegelſchen Principien des Herrn Löffler erklären, ſo iſt es deßhalb, weil uns ihre Anwendung gewaltſam und erzwungen

ſcheint; deßhalb, weil wir es lächerlich finden, für die Löſung einer einfachen Staatsverwaltungsfrage philoſophiſche Heiſcheſätze beizubringen; deßhalb endlich, weil wir gewiß ſind, daß die ebenſo aufrichtigen, wie nicht ſelten freimüthigen Schüler des verewigten Hegel ſelbſt gegen die bei Herrn Löffler ſo craſſe und intolerante Anwendung der Grundſätze ihres Meiſters ſich erklären werden. —

Der zweite Punct betrifft unſer Verhältniß zur Cenſur; denn obgleich die in dieſem Buche befindliche Verherrlichung derſelben einem anderen Begriffe von ihr, als dem gewöhnlichen gilt, ſo wollen wir uns doch dem Mißverſtändniſſe nicht ausſetzen, als flöſſe, was wir gegen Herrn Löfflers Principien und Vorſchläge werden zu erinnern haben, bei uns aus einer offenen Feindſchaft gegen das von ihm vertheidigte Inſtitut überhaupt, nämlich gegen die Cenſur. Im Gegentheil ſchicken wir dieſer kritiſchen Prüfung

das Bekenntniß voraus, daß uns die Cenſur für einen großen Theil deſſen, was in Deutſchland geſchrieben wird, zwar überflüſſig, für einen nicht geringen aber auch dermalen noch unerläß-lich ſcheint. Denn wenn Niemand in Abrede ſtellen darf, daß ſich Deutſches Staatsleben und Literaturweſen im Momente noch immer nur erſt auf dem Uebergange zu beruhigteren Zuſtänden befindet, daß die Uebertreibungen der Preſſe kaum gezügelt ſind, und eine Entfeſſelung derſelben uns vielleicht in ein Chaos ungeregelter Anſichten und deutlich aus dem Dunkel hervorzuckender Tendenzen ſtürzen würde, ſo kann es ſelbſt Freun-den des Fortſchrittes, knüpfen ſie ihre Wünſche an das Gegebene an, kaum als wünſchenswerth, geſchweige möglich erſcheinen, dem haſtigen Drängen um Preßfreiheit nachzugeben. So aufgeklärt, vertrauend und zwanglos wir auch die Cenſur wünſchen, ſo wenig ſoll der Grund-gedanke unſerer Bemerkungen gegen Herrn Löff-

ler eine zur Unzeit geforderte Preßfreiheit ſein, von deren Bewilligung wir ohnedies eingeſtehen, daß davon die Freunde derſelben keine rechte Vorſtellung haben. Herr Löffler hat ganz recht, wenn er die Preßfreiheit als einen Naturzuſtand bekämpft, wenn er behauptet, daß einmal dieſer Naturzuſtand eine Chimäre iſt, und ſodann, daß, wo wir die Preſſe in frühern Zeiten thätig ſehen, ſie immer vom Staate abhängig, und bei feindſeligen Acten ſeiner Züchtigung gewärtig ſein mußte. Wenn man nicht annehmen will, daß ſich alle geſellſchaftliche und politiſche Ordnung auflöſe, ſo kann die Preſſe nie in dem Grade unabhängig werden, daß der Staat ſie nicht controlire, richte, beſtrafe. Das Princip der Cenſur bleibt immer da, mag ſie nun ihre Argusaugen erſt vor oder nach dem Drucke öffnen. Mithin würde ſich ergeben, daß, wenn man nach Preßfreiheit verlangt, man damit unmöglich eine abſolute Forderung ausdrücken

wird, und daß in der That die Herren Rotteck und Welcker, die ſo rüſtige Reclamanten der Preßfreiheit ſind, nicht im Rechte ſind, wenn ſie die Cenſur als eine ſyſtematiſche Verletzung von Privatrechten anſehen, indem die Coexiſtenz der Preſſe mit dem Staate, welches das Schiboleth des Hrn. Löffler iſt, von uns gar nicht geleugnet, ſondern nur dahin beſtimmt werden würde, daß diejenige Cenſur, von der Herr Löffler nicht nur wie von einer Autorität, ſondern wie von einer organiſch geſtaltenden Kraft ſpricht, immer der Normalzuſtand einer im Staate wirkſamen Preſſe ſein müßte, und dagegen die Preßfreiheit nur eine Frage der Modalität. Die Cenſurtheorie des Verfaſſers würde in der That die Preßfreiheit möglicher machen, als ſein fanatiſcher Sinn es zugibt. Da, wo es eine Direction des Buchhandels, und eine im Ganzen und Großen erfaßte organiſche Verwaltung der Preſſe gibt, da wo nach dem Verfaſſer die Cen-

ſur aufhört, zum Reſſort der Polizei zu gehören, und überhaupt mehr von Cenſur, als von Cenſoren die Rede iſt, da würden um die Preſſe ſchon ſo kräftige Reifen gewunden ſein, daß man die Kraft des in ihr gährenden Getränkes nicht zu fürchten brauchte. Die Preßfreiheit in dem Sinne, daß ſie ſich dem ſtrafbaren Erfolge nicht entziehen dürfte, wäre da nur die Modalität der Cenſur. Möge wenigſtens Herr Löffler hieraus entnehmen, daß wir weder ſeine Methode, noch ſein Reſultat an und für ſich, und im Principe betrachtet, bekämpfen wollen!

Es liegt der vorliegenden Schrift die Abſicht zum Grunde, aus der Preßgeſetzgebung nicht bloß eine Anleitung gegen den Mißbrauch der Preſſe zu machen, ſondern vielmehr eine Anleitung zum richtigen Gebrauch derſelben. Der Verfaſſer hat einen poſitiven Zweck; er ſieht in der Verwilderung der Preſſe eine nothwendige Folge der bloß negativen Behandlung derſelben.

Es bricht, wenn auch nur mit halber Klarheit, durch ſein Räſonnement hindurch, daß die Maſſe der Cenſoren doch nicht im Stande iſt, die Preß-licenz zu bemeiſtern, ja er iſt ſogar gerecht genug, in verſchärften Maßregeln, wenn ſie nur einen negativen Zweck haben, mehr Gefahr als Nutzen für die von ihm ſogenannte „Austragung des preßlichen Inhalts" zu ſehen. Herr Löffler ver-langt, daß die Preſſe zu einem feſteren Bewußt-ſein im Staate komme, als bisher geſchehen, daß ihre Beförderung ihr nicht ſelbſt überlaſſen bleibe, ſondern eine Aufgabe der Regierung werde, daß conſequente Einigkeit die Preßmaß-regeln der verſchiedenen Deutſchen Regierungen lenke, daß an einem Orte nicht verboten würde, was anderswo erlaubt wäre, und daß überhaupt Seitens der Regierungen mehr geſchähe, die Li-teratur zu wecken, als zu beſchränken. Er ver-langt ein für alle Deutſche Staaten gleich berech-tigtes Preßdirectorium; er verlangt Collegien,

die ſich mit den Intereſſen der Preſſe ſo beſchäftigen, wie mit den Fortſchritten des Handels und der Induſtrie; er wünſcht namentlich, um der Regierung einen Theil dieſer Preßaufſichten abzunehmen, daß wiſſenſchaftliche Inſtitute, Academien und Univerſitäten hier der Regierung zu Hülfe kämen, beſonders daß wiſſenſchaftliche Journale ſich immer dadurch an die Univerſitäten anſchließen ſollten; endlich deutet der Verfaſſer oft genug an, daß Geldzuſchüſſe und Preisaufgaben, die den Ehrgeiz in Bewegung ſetzen würden, zu dem Cenſurſyſteme der Regierung als nothwendige Ergänzung gehören müßten.

Wenn man dieſe Ergebniſſe der Löffleriſchen Schrift betrachtet, ſo möchte man nicht glauben, da ſie ſich nämlich ganz brav und gediegen anhören, mit wie vielen Schlacken ebenſo heterogener, wie feindſeliger Elemente ſie vermiſcht ſind. Dieſe wenigen haltbaren Sätze, die ohnedies nur von genialen Fürſten, nicht von Regierungen

dürften verwirklicht werden, tauchen aus einer Sündfluth der heftigſten Anklagen gegen die Preſſe hervor, aus einem Wirrwarr von falſchen Begriffszuſammenkoppelungen, und endlich einer, was die Methode betrifft, das ganze Werk ungenießbar machenden Selbſtgenügſamkeit. Da wir es für eine heilige Pflicht halten, den Irrthümern in einer Schrift, die ſich ſpeciell den Staatsmännern aufdringt und mancherlei Beherzigungswerthes enthält, um ſo ſchärfer entgegenzutreten, als ſie entweder das Gute im Buche verdunkeln, oder wohl gar ſelbſt durch daſſelbe gerechtfertigt werden könnten, und gerade dieſer Sichtung des Wahren und Falſchen die nachſtehende Erörterung widmen, ſo möge zuvörderſt hier nur in Betreff der Aeußerlichkeiten bemerkt werden, daß der Verfaſſer in einem zweiten Theile eine philoſophiſche Begründung dieſes mehr practiſchen erſten Theiles zu geben verſpricht. Eine Philoſophie des Preßrechts ſoll von ihm

geliefert werden, auf welche die unbewieſenen Paragraphen des erſten Theiles einſtimmig verweiſen. Wir wollen dem nicht vorgreifen, was Herr Löffler liefern wird, geſtehen aber, daß dieſe Hinweiſung auf den Meſſias, der da kommen ſoll und der wieder Herr Löffler ſelber iſt, den Eindruck eines affectirten falſchen Prophetenthums macht. Schon die Einleitung des Buches, die ebenſo geſchwätzig und breit, wie intolerant iſt, ſchüttet ein großes Füllhorn von Verſprechungen aus. Herr Löffler, der wie alle Hegelianer nur objective Gedanken hat, ſpricht auch nie von ſeiner eigenen unmaßgeblichen Meinung, wie andere beſcheidene Leute thun, ſondern nennt ſich ſelbſt immer die Wiſſenſchaft. Man ſieht nicht ein, warum der Verfaſſer ſo viel unterſcheidet, da er doch Alles der Cenſur unterwirft; ferner warum er zur Erläuterung von Verhältniſſen, die auf der Hand liegen, öfters bis in das graue Alterthum hinaufſteigt. Was

hat das Preßedict, welches wir vielleicht näch- ſtens von Preußen oder vom Deutſchen Bunde zu erwarten haben, mit jenen Unterſuchungen über den religiöſen Inhalt des antiken Staates, über den Polarmenſchen und die Aſiatiſche Cos- mogonie gemein; mit Unterſuchungen, die man wahrlich in einem der Preßgeſetzgebung des Au- genblicks gewidmeten Werke nicht vermißt hätte! Gerade dieſes Beiwerk von philoſophiſcher und hiſtoriſcher Begründung gibt der Schrift des Hrn. Löffler ein abenteuerliches Gepräge, und würde ſie in Rückſicht auf die Praxis ganz bei Seite ſtellen, wenn ſich nicht an andern Stellen des utopiſchen Buches ganz directe Fingerzeige auf Preußiſche Staatsmänner, und namentlich Seite 504 und 505 ein Lob der Preußiſchen Staatsverwaltung fände, das uns wenigſtens auf den Wunſch des Verfaſſers hinzudeuten ſcheint, bei dem entweder von dieſer großen Macht oder von dem Bundestag zu erwartenden

Preßgeſetzgebungsedicte, ſei es nun theoretiſch mit ſeinen Vorſchriften oder practiſch mit ſeiner Perſon berückſichtigt zu werden.

Wir geſtehen, daß uns der Gedanke, wie wohl die Deutſche Literatur, wenn ſich des Verfaſſers Buch verwirklichte, eine ganz neue, ätheriſche Geſtalt annehmen könnte, bei manchen Abſchnitten ganz geblendet hat. Wie glücklich würden wir ſein, wenn dieſe gedankenlos ſich aufſchwemmende Maſſe des Buchhandels plötzlich keinen Zufluß mehr aus der dann geſchloſſenen Bücherfabrik bekäme, wenn dieſe heftweiſen Compilationen nicht mehr die Kaufluſt des Publicums wegſpülten, wenn jeder neu ſich etablirende Buchhändler verhindert werden könnte, ſich zuvörderſt ein Schulbuch zuſammenſchreiben zu laſſen, welches dann zwangsweiſe in den Unterricht der Jugend eingeführt wird; wie ſchön, wenn der Verlagsinſtinct bei ganz ungebildeten Buchhändlern, die über das kalte Waſſer, die Cholera,

die Eiſenbahnen, über alle Gewerbe und Künſte drucken laſſen, was ſie wollen, geregelt; wenn namentlich auch das belletriſtiſche Unweſen beſchränkt und die Ueberfüllung der Leihbibliotheken mit abgeſchmackter Unterhaltungslectüre verhindert würde; ferner wenn man die ſeichte Journaliſtik der Deutſchen, ihr pſeudo-ſchönes und politiſches Zeitungsweſen verſchwinden ſähe, dieſe kindiſchen Localblätter, dieſe politiſchen Zeitungen, die nur vom Nachdruck leben, dieſe Trivialitätenſpeicher, wie die Bäuerleſche Theaterzeitung und Aehnliches. Ja, könnte die Fluth abgedämmt werden, ohne daß man ſich dem Vorwurf eines Gewaltſtreiches ausſetzte, wer würde dem Verfaſſer dann nicht für ſein poſitives und organiſches Cenſurſyſtem dankbar ſein? Allein das Mittel, wodurch der Verfaſſer zu einem ſolchen Ziele kommen will, iſt gewiß weder mild noch gerecht. Der Verfaſſer will dieſe Miſere mit Gewalt in die Pfanne hauen, er läßt ſie

kurzab über die Federmeſſerklinge der Cenſur ſpringen, überantwortet die wiſſenſchaftliche Preſſe ausſchließlich den Facultäten, ſchließt die Leihbibliothek, verbrennt alle die ſchlechten Bücher, die ſich gegenwärtig darin befinden, ordnet Staatsprüfungen für die Redactionen an, und will überhaupt das Bereich der Preſſe in eine literariſche Büreaucratie verwandeln. Ginge es dem Verfaſſer nach, ſo müßten die Dichter gezwungen werden können, dieſen oder jenen Stoff zu behandeln. Er wirft z. B. dem neuern Romane vor, daß er ſich ewig nur mit der Dialectik der Liebeszuſtände beſchäftigt, und fragt, warum unſere Dichter nicht den hiſtoriſchen Roman aus der vaterländiſchen Geſchichte cultiviren? Um einſtweilen die Dichter an dieſes Thema zu zwingen, läßt er die Regierungen im Voraus eine Preisaufgabe für den beſten vaterländiſchen Roman ſtellen. Allein wer ſichert ihm, daß unſere Uhland, Heine, Lenau oder Mundt darum

concurriren werden, und wer kann ſie hindern, wenn ſie etwas ſchreiben, das mehr an Werthers Leiden, als an Götz von Berlichingen erinnert!

Es kam zunächſt darauf an, daß der Verfaſſer ſich den Umfang ſeines Themas begrenzte, und einen Begriff über die Preſſe überhaupt feſtſtellte. Man kann nicht leugnen, daß die Preſſe der Literatur über den Kopf gewachſen iſt, und daß weit mehr gedruckt wird, als für die Erfüllung des Literaturinbegriffes nöthig wäre. Abgeſehen von der Induſtrie, die einem Theil der Preſſe eine ganz willkürliche Ausdehnung gegeben hat, iſt beſonders durch das Zeitungs- und Journalweſen und die in die Preſſe eingeführte politiſche Debatte der Umfang der Literatur längſt überſchritten und die Preſſe eine überwuchernde Gewalt geworden, von der wir durchaus nicht in Abrede ſtellen wollen, daß ſie von Seiten der Regierung einer ernſten Aufmerkſamkeit bedarf. Wenn nun Herr Löffler gleichfalls eingeſteht, daß

mit dem Begriff der Literatur man heute die Preſſe noch nicht erfaſſe, ſo folgt daraus doch keineswegs, daß man für die Preſſe ein anderes Princip ſuchen müſſe, als das in der Literatur gelegene, und daß man eine Theilnahme und Neutralität, welche der Staat immer bisher gegen die Literatur beobachtet hat, ihr darum entziehen ſolle, weil ſich die Literatur im Zuſtand der Ueberwucherung befindet. Wer die Preſſe rein unabhängig von der Literatur betrachten will, kann nicht anders, als dieſe ſowohl, wie jene, mit jeder andern beliebigen Handlung im Staate gleichſtellen, wo auch der Unterſchied nur in der Modification des Sprechens und Handelns liegen ſoll. Allein bis zu dieſem Grade von Literariſirung iſt unſer modernes Leben noch nicht gelangt, daß man, ſowie Anſchlagzettel allerdings den ſonſt mündlich redenden Marktſchreier auf den Jahrmärkten erſetzen, ſo nun auch Alles, was gedruckt wird, als unmittelba-

res Wort und unmittelbare That erfaſſen müſſe. Noch werden die ſpecifiſchen Schattirungen, welche Handlungen und Gedanken durch die Preſſe bekommen, im Bewußtſein der Maſſe allgemein anerkannt. Denn entweder iſt der gedruckte Buchſtabe unendlich ſtärker, als das Wort, oder unendlich ſchwächer, als die That. Die Preſſe iſt mehr, als bloß öffentliche Austragung ſeines Willens und Denkens, ſie wirkt ſpecifiſch anders, als mündliche Belehrung oder thätiges Beiſpiel. Des Verfaſſers Princip könnte man in einer Geſellſchaft gelten laſſen, wo die Preſſe zum erſten Mal aufträte, wo ſie die Rolle einer unbedingten Bevormundung der Maſſe ſpielte und nicht wie bei uns, ihre Producte dem ſchon reifen Urtheile gegenüber ſtellte. Des Verfaſſers Princip verwechſelt die Preſſe mit der hiſtoriſchen Initiative der Cultur und Wiſſenſchaft. War ſie das je? Nein! Sie hat Cultur und Wiſſenſchaft befördert, allein der Gedanke, der die Wiſſenſchaften belebte

und die katholiſche Kirche ſtürzte, war ſchon vor ihrer Erfindung rege geworden und verbreitet. Folgen wir der Anſicht des Verfaſſers, halten wir uns für die Preſſe nicht den Begriff der Literatur feſt, und nehmen wir dieſer die innere Einheit eines relativen Selbſtzweckes, ſo muß ſich unſere Idee von Preßgeſetzgebung freilich ſo unduldſam modeln, wie ſie es beim Verfaſſer thut. Der richtige Geſichtspunct bleibt in aufgeklärten Staaten der, daß ſie der Literatur ein eigenes Werden und Wollen einräumen, ſich in ihrer Beaufſichtigung weniger an das Einzelne, als an den Geſammtzweck halten, und die das Literaturgebiet überwuchernde Preſſe, das Uebermaß der Literatur allein nur mit ſcharfem Auge verfolgen. Dieſes Zuviel der Literatur, das ſich namentlich in der politiſchen Journaliſtik gezeigt hat, ſoll durch Zwangsmaßregeln in das Bett der organiſchen Literatur wieder zurückgedämmt werden, wie denn unſerer Ueberzeugung nach

eine vermittelſt der Preſſe ſich geltend machende Tendenz, wenn ſie den Staat gefährlich bedünkt, nicht gewaltſam zu unterdrücken iſt, ſondern nur in die Literatur, wo ſie ſchon ihre Widerlegung finden wird, zurückgeleitet werden ſoll. Für eine ſolche Verwaltung der Preſſe gibt es die bequemſten Mittel. Man würde immer nur nöthig haben, bedenklichen Tendenzen begreiflich zu machen, daß ſie auf das Recht einer Zeitung z. B. keine Anſprüche hätten, und daß ein Journal, welches einen neuen Sectengeiſt aufbringen wolle, nur vierteljährlich, nicht täglich oder wöchentlich erſcheinen dürfe. Dies heißt die Preſſe aus dem Zuſtande der Ueberwucherung, der allerdings dem Staate gefährlich werden kann, in die Debatte der Literatur zurückführen, wo es der Behauptung nicht an einer Gegenbehauptung fehlen wird.

Wie wenig Herr Löffler geeignet iſt, in ſeiner Preßgeſetzgebung der Literatur einige Wohlthaten zu erwirken, beweiſt die ſchlechte Vorſtel-

lung, die er von ihr hat. Er hat ein wüſtes Bild von der Preſſe, ihre Ausnahmen macht er zur Regel. Alles Elend neuerer Zuſtände bürdet er der Preſſe auf. Seite 67 bringt er mit ihr ſogar den Selbſtmord in Verbindung. Von der literariſchen Individualität, der er ein ganzes Capitel widmet, weiß er edle und hochherzige Züge nicht anzuführen, ſondern Verſtand, Gemüth und Leidenſchaft ſind ihm die Factoren des ſchriftſtelleriſchen Characters. Der Haß des Verfaſſers gegen das Druckweſen ſpricht ſich auch in einigen unwürdigen Kunſtgriffen aus, durch welche er die Eitelkeit der Maſſe gegen die Preſſe aufreizen möchte. Um ſich die Meinung und das Vorurtheil nicht bloß des Staates, denn darauf iſt ſein ganzes Buch gerichtet, ſondern auch des unzurechnungsfähigen Publicums zu erwerben, ſtellt er die Preſſe als die Begründerin eines eigenen Kaſtengeiſtes dar. Beiſpiele, wie ein Voltaire ſein ganzes Jahrhundert an der Naſe

herumführen konnte, wie ſich hier und da Autoren in politiſchen und wiſſenſchaftlichen Kreiſen auch eine äußere perſönliche Autorität erwarben, wie z. B. ein Hugo, ein Savigny in der Rechtswiſſenſchaft, dieſe außerordentlichen Triumphe des Genies, welche jeden Unbefangenen nur zum Erſtaunen reizen, braucht der Verfaſſer als Motive eines durch die Literatur begründeten gefährlichen Kaſtengeiſtes. Die Wirkung, welche der Verfaſſer der Literatur beilegt, iſt ihm doch ſo außerordentlich groß, wenn es ſich bei ihm darum handelt, die Cenſur zu verſchärfen; allein geringfügig, wenn es ſich bei uns Andern um glorreiche Reſultate handelt, die der menſchliche Geiſt und die Geſchichte der Preſſe verdanken! Die Bande der Sitten lägen nach dem Verfaſſer ſchon in der Familie, die Keime der Cultur und des hiſtoriſchen Fortſchrittes ſchon im Staate. Er fragt, wozu nütze hier „die öffentliche Schreiberei?“ Ja, wenn wir bisher immer noch ge-

wohnt waren, der Literatur einen Antheil an dem Aufſchwunge zuzuſchreiben, dem wir die Befreiung vom Napoleoniſchen Joche zu verdanken haben, wenn man auf allen Cathedern in der Schule und Univerſität gewöhnt iſt, zu lehren, daß ſich die Deutſchen im Zuſtand der Erniedrigung an ihre geiſtigen Beſitzthümer anklammerten, und namentlich durch hiſtoriſche Studien die Idee des Vaterlands unter der Jugend zu verbreiten ſuchten, ſo ſagt der Verfaſſer S. 125 geradezu: „Die Schriftſteller wirkten gar nichts, der Aufſchwung iſt die Folge der heldenmüthigen Entſchließung des Königs von Preußen!" Wir wiſſen die Ritterlichkeit König Friedrich Wilhelms III. hoch genug zu ſchätzen, um uns aus dieſem verächtlichen Dilemma mit der unerſchrockenen Behauptung herauszuziehen, daß jene heldenmüthige Entſchließung nur der Schlußſtein einer Menge von der Literatur hervorgerufener oder unterſtützter Vorbereitungen war.

Noch verworrener werden jedoch die Begriffe des Verfaſſers, wo ſeinen Beſchuldigungen der Preſſe ein ſpecielles Intereſſe der Schule zum Grunde zu liegen ſcheint. Gott ſei's geklagt, daß der trivialen Gedanken nur allzu viele in der Literatur ſich breit machen! Allein nur der Fanatismus unſers Verfaſſers iſt im Stande, im Trivialen etwas Gefährliches zu entdecken. Ihm wäre es das Liebſte, daß einſeitige, flache, empiriſche Denker ganz vom Anrecht auf die Preſſe ausgeſchloſſen würden. Was hält nun aber der Verfaſſer für trivial? Was iſt ihm unwiſſenſchaftlich? Alles das, was nicht in ſeiner Weiſe denkt. Seine Intoleranz gegen Andersdenkende geht ſo weit, daß er ſich des abſcheulichen Ausdrucks bedient: „die größte negative Tugend der Schriftſteller wäre die, wenn ſie der Unwahrheit nicht mit Wiſſen dienten.“ Iſt dieſe Behauptung erhört? Herr Löffler als Hegelianer behauptet, daß Wahrheiten, welche die Folge

gründlich angeſtellter Forſchungen ſind, immer noch Lügen wären, wenn ſie nicht mit den Reſultaten des Verfaſſers zuſammenſtimmten. Der Unwahrheit nicht mit Wiſſen dienen, welch eine ſophiſtiſche, unredliche Wendung! Es iſt nichts gehäſſiger, als wiſſenſchaftliche Debatten in die Politik hinüberſpielen. Nicht nur das ganze Werk des Herrn Löffler beruht auf dieſem Manöver, ſondern er behauptet ſogar noch, durch irrthümliche Speculation würde die Religion verletzt. Daß die meiſten Staaten neuerer Zeit ſich in einen verfaſſungsmäßigen Rechtszuſtand begeben haben, und die Völker einer Stipulation mehr trauten, als einem perſönlichen Verſprechen, ſelbſt wenn es von dem edelſten Fürſten käme; das beſtimmt Herrn Löffler, das neuere Verfaſſungsweſen unſittlich zu nennen; und an jener Stelle, wo er den Selbſtmord aus der Preſſe hergeleitet hat, ſagt er, daß derjenige Theil der Preſſe, der nicht tödte,

lebensluſtig wäre, aber ein Element der Sünde. Man ſieht ſich hier mitten in jene wunderlichen, polemiſchen Grillen verſetzt, welche in neuerer Zeit von den Herren Leo, Steffens u. A. gefangen werden. Der Verfaſſer iſt zu einſeitig und befangen, als daß er mit Unparteilichkeit den Proceß der Preſſe entſcheiden könnte. Er hält das Falſche für gefährlich, und alles dasjenige für falſch, was nicht zu ſeiner Schule gehört.

Es iſt bekanntlich ein Hauptkennzeichen der Hegelſchen Philoſophie, daß ſie den Staat die vollkommenſte Blüthe der Humanität ſein läßt. Wir ſind zu ſehr bedacht, die Intereſſen des Staates zu wahren, als daß wir in unſerer zu Mißverſtändniſſen ſo geneigten Zeit jenen Satz unbedingt beſtreiten möchten. Allein etwas Anderes iſt es, wenn die Selbſtſtändigkeit eines andern Gebietes durch jene Lehre beſchränkt wird, und wenn aus Unterordnungen unter ſie Inconvenienzen entſtehen ſollten, die unſer freies Gewiſſen

verletzten. In der Entwickelung des vorliegenden Buches ergeben ſich ſo auffallende Beiſpiele, wie jene im Staate culminiren ſollende Ideenwelt gerade mit den Ideen in offenen Widerſpruch geräth; und deßhalb werden wir ſchon genöthigt ſein, die vom Verfaſſer verlangte unbedingte Coexiſtenz der Preſſe mit dem Staate zu beſtreiten. Herr Löffler ſagt S. 77: „Ich begreife mich ſo ganz nur im Staate; daß ſeine Exiſtenz die meinige iſt.“ Dies ſoll bei ihm nicht die Sprache des Beamten, ſondern des Philoſophen ſein. Er häuft auf den Begriff des Staates das Außerordentlichſte. Er ſagt S. 160: „Die Primäridee des Staates ſei nicht die Idee der Sittlichkeit, ſondern die Idee Gottes.“ Man muß einen ſolchen Ausdruck ganz im Sinne jener Staatsreligion verſtehen, welche von der Schule des Verfaſſers nicht bloß gelehrt, ſondern auch als Cultus geübt wird. Wir haben Hochachtung vor dem Geiſte der Aufklärung und Ge-

rechtigkeit, der die Verwaltung des Preußiſchen Staates beſeelt; allein eine ſo excentriſche Apotheoſe, wie ſie S. 504 von Hrn. Löffler gegeben wird, iſt in der That ſo unzurechnungsfähig, wie die Viſion eines Heiligen, der im verzückten Zuſtande iſt. Glücklich der Verfaſſer, daß er in ſeinem Streben, alles Geiſtige und Himmliſche an den Staat anzubinden, ſich an das Exemplar eines Staates halten kann, der durch erträgliche Mäßigung geleitet wird. Geſetzt nun aber, das Staatsweſen zeigte noch überall bei uns jene ſeichte Oberflächlichkeit, die der Verfaſſer Staaten, wie Frankreich und Spanien, die ſich mit der Conſtitutionsſünde belaſtet haben, gern zuerkennen wird, was würde da aus ſeiner Wiſſenſchaft werden, und namentlich aus der Preſſe, von der der Verfaſſer verlangt, daß ſie nie über den Staat hinaus ſoll, daß ſie ſich die Frechheit nicht beikommen laſſe, dem Staate eine Bahn vorzuzeichnen, auf welcher er ihr folgen ſolle!

Wir möchten wohl wiſſen, was im vorigen Jahrhundert aus der Deutſchen Literatur geworden wäre, wenn Klopſtock, Leſſing und Goethe, dieſe unſterblichen Denker und Dichter, das Gepräge des damaligen Staates hätten tragen ſollen. Schon das damalige geſellſchaftliche Leben, die Perücke und den Zopf mußten ſie überragen, wie vielmehr die anerkannt morſchen, pedantiſchen Formen eines Staatsweſens, welches damals noch ganz und gar auf die Leibeigenſchaft gegründet war; und hätte Socrates nicht höher hinausgedacht, als das Weſen der damaligen Atheniſchen Republik ertrug, ſo würden wir in dem von Hrn. Löffler als gerecht zugeſtandenen Tode deſſelben nicht den Untergang eines Mannes beklagen, der ſich den Ruf erworben hatte, die Philoſophie vom Himmel auf die Erde geführt zu haben. Und nehme man doch den Staat, wie er uns gegenwärtig noch umgibt, und namentlich den Deutſchen Staat, wird uns jemals,

ſo wie dem Raffinement des Verfaſſers möglich werden können, als Schriftſteller unſern Zuſammenhang mit dem Staate in etwas Anderem zu finden, als darin, daß der Staat die Garantie jener Sittlichkeit, Religion und Ordnung iſt, auf die wir als beſonnene Schriftſteller gleichmäßig bedacht ſind? Was hat denn der, welcher kein Beamter iſt, vom Staate? In welcher Verbindung ſteht er mit ihm? Er achtet die Sittlichkeit, die Religion; aber er achtet ſie doch wahrlich nicht des Staates wegen? Der Verfaſſer will uns ein Bewußtſein vom Staate geben, das wir nicht haben, und welches zu haben, es einer Zurückſchraubung unſerer Verhältniſſe auf das Alterthum bedürfte, einer Umwandlung unſerer weltumfaſſenden Begriffe in die Einſeitigkeit Griechiſcher und Römiſcher Republiken: Sophocles, Pindar, Plato, Cäſar und Salluſt konnten an den Staat denken, in dem ſie ſchrieben, denn ſie ſtanden ihm unmittelbar

nahe; allein uns ſteht das Chriſtenthum, die Sittlichkeit und die bürgerliche Ordnung näher, als der Gedanke, daß dies Alles erſt am Staate ſeine Wahrheit haben ſolle. Somit folgt hieraus für uns gerade das Gegentheil von dem, was dem Verfaſſer aus ſeiner Affectation folgt. Wir werden nimmermehr dem Staate das Recht beſtreiten, die Literatur zu beaufſichtigen; allein wir werden es für die unerträglichſte aller Cenſuren halten, wenn der Verfaſſer der Literatur zumuthet, daß ſie ſich nur als einen integrirenden Beſtandtheil des Staates empfinden ſoll. Leben Handel und Induſtrie nur im Staate? Nein! der Staat beſchützt ſie, und er beſchränkt ſie, wo ſie dem Staate gefährlich zu werden drohen; allein ſonſt wirkt und ſchafft Handel und Induſtrie in ſeinem eigenen Bereiche fort; gerade ſo wie der Chriſt dem Kaiſer gibt, was des Kaiſers iſt, ſonſt aber mehr im Reiche Gottes, als der bürgerlichen Gemeinde lebt. Der Verfaſſer

geht in ſeiner abgeſchmackten oder ſervilen Vergötterung des Staates ſo weit, daß er ſogar den Satz aufſtellt: „Der Staat iſt Schöpfer aller Wiſſenſchaften“! Schöpfer und kein Druckfehler weiſt aus, daß hier ſtatt des ſinnloſen Schöpfer das verſtändige Schützer zu leſen iſt; der Staat ſchützt die Kunſt, aber er übt ſie nicht; ein Patent liegt in ſeinem Bereiche, aber nicht die Erfindung.

Herrn Löfflers Grundidee iſt die, daß die Preſſe nur durch den Staat berechtigt wäre. Er beweiſt dies durch eine lange hiſtoriſche Deduction, durch die alten Völker Aſiens und Griechenlands, ja ſogar durch die Erfindung der Buchſtabenſchrift, von der er behauptet, daß ſie nur im Staate und durch den Staat erfunden werde. Ob ſich eine ſolche Schlußfolgerung aus der bekannten Stelle des Phädrus im Plato ziehen laſſe, zweifeln wir; denn Alles, was aus Aegypten kommt, kommt nicht aus der Idee des

Staates, ſondern der der Religion. Mit ſteigender Civiliſation hat allerdings der Staat Kunſt und Wiſſenſchaft in ſein Bereich aufgenommen und ſie gepflegt. Allein ſchon das Chriſtenthum untergrub den Zuſammenhang der Idee mit dem Staate, und erhielt einen ſolchen Zwieſpalt bis auf den heutigen Tag. Es kann nun wohl im Streben der Zeit liegen, in dem erleuchteter Regierungen und in dem beſonnener Literaturen, Eines durch das Andere zu wirken. Allein noch iſt ihr Gebiet ſpecifiſch getrennt, noch kann der Ausſpruch, daß die Preſſe nur durch den Staat ein Recht hätte, nur zu einem dem ſtrebenden Geiſte gefährlichen Zwange führen.

Wie harmlos ſich die Literatur gebildet hat, kann der Verfaſſer gerade aus demſelben Puncte entnehmen, den er ihr zum Vorwurf macht. Er beklagt ſich nämlich über die Wiſſenſchaft, daß ſie ſich nie mit der Preſſe als ſolcher und deren Verhältniß zum Staate beſchäftigt habe. Allein

dieſe Harmloſigkeit, dieſer Mangel an Reflexion über ſich ſelbſt, beweiſt gerade den organiſchen Character der Preſſe. Nehmen wir nur das Beiſpiel eines Denkers, von dem man gewiß nicht ſagen kann, daß er dem Staate widerſtrebte, und der nichts, was der philoſophiſchen Beſtimmung würdig und bedürftig war, ohne dieſelbe ließ; nehmen wir Kant! Wenn er die uns beſchäftigende Frage nicht beantwortete, ſo vermochte ihn dazu ſeine Unbefangenheit, mit der er, dem Staat gegenüber, ſeinen philoſophiſchen Inhalt durch die Preſſe austrug. Er war ſo feſt überzeugt, daß er gegen den Staat nichts Böswilliges im Sinne hätte, als er überzeugt war, daß ſein zeitgenoſſiſcher Staat bei weitem hinter ſeinem Ideale zurückblieb, ja daß es in der Natur des Staates läge, nur ein äußeres, formelles Band für die Ideen der Sittlichkeit, Religion und Wiſſenſchaft zu ſein, die ihm bedenklich würden beſchränkt geſchienen haben,

wenn er ſie nicht nur an den damaligen facti=ſchen, ſondern überhaupt auch an einen ideellen Staat hätte anknüpfen ſollen. Wenn doch die Hegelſche Philoſophie dem Chriſtenthum eine ſo große Geltung zuſchreibt, warum will ſie es denn eines ſeiner größten Vorzüge berauben? Das Chriſtenthum hat die Menſchen von den zufälligen Formen des Staates befreit, und hat ſie gelehrt, nach dem Guten, Schönen und Wahren zu trachten, um der Liebe Gottes willen, d. h. ohne andere Rückſicht, als auf dieſe Ideen ſelbſt, ohne Mittlerſchaft irgend eines irdiſchen Verhältniſſes, ſei es auch eines Staatsverhältniſſes. Daß der beſonnene Autor ſich an die polizeilichen Vor=ſchriften kehrt, macht ihn noch nicht glauben, daß die Ideen, mit denen er ſich beſchäftigt, mehr als vom Staate bloß geduldet ſind? Daß der Staat die Ideen gar in ihm producirte, dieſe Annahme des Herrn Löffler würde ihn zu einem Staatsdenker machen, zu einem Pu=

bliciſten, dem die Regierung die Austragung eines gewiſſen im Staate begriffenen Inhalts übergeben hätte. Seinem eigenen Genius folgend, wird er ſich zwar der Polizei ſeines Staates bewußt bleiben, aber ſonſt um ſie unbekümmert hinausſtreben, weit über die Grenze des Staates hinweg. Der tüchtige Denker wird auch vor ſeinen Reſultaten, ſelbſt, wenn ſie dem Staate widerſprächen, nicht erſchrecken, ſondern er wird weit mehr der Stimme des Gewiſſens und dem Geſetz der Vernunft gehorchen, als irgend einer Zumuthung des Staates, wenn er ſie ohne Böswilligkeit verletzt. Er wird immer bemüht ſein, ſeinen die gegebenen Zuſtände überragenden Gedanken eine innere Gewißheit und äußere Geltung in dem Grade zu geben, daß der Staat, ſtatt ſeinen Reſultaten gefährlich zu werden, ſich vielmehr ihnen anzuſchmiegen ſucht. Die Literatur war noch zu allen Zeiten über den Staat hinaus, ſeine Einrichtungen haben nie ſo

ſchnell den Ideen folgen können, als ſie ſich entwickelten. Bei dieſem factiſchen Verhältniſſe kann dies nur die Vorſchrift eines denkenden Geſetzgebers ſein, daß er von der Literatur Beſonnenheit und vom Staate Strebſamkeit verlangt.

Es ſind auch alle dieſe Verhältniſſe durch die hiſtoriſche Erfahrung längſt geregelt, und nur ſolche durch falſches Denken irre geleitete Fanatiker, wie Herr Löffler, verwirren die guten Reſultate des Zeitgeiſtes, ſtreuen den Saamen der Zwietracht aus und verdächtigen das Harmloſe. Es iſt freilich wahr, daß die Ideen ſchneller altern, als die Geſchlechter, und daß ſich die Generationen nicht mehr im Verhältniſſe zu dem Impulſe einer überreizten und allzu regſamen Preſſe entwickeln können. Wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß aus dieſem Satze eine nothwendig zu ſchärfende Einwirkung des Staates auf die Preſſe folgt, eine Einwirkung, von der

wir mit dem Verfaſſer wünſchen, daß ſie mehr poſitiv als negativ ſein möge, ſo ergibt ſich doch daraus auch andererſeits, (da doch auch der Gedanke ein Recht hat,) daß mit der Preſſe auch die Geſellſchaft ſelbſt bedingt werden ſolle, und daß ſich ſolche Regierungsmaximen an die Spitze der Staaten ſtellen mögen, welche zwar den Zeitgeiſt erſt prüfen ſollen, ihn aber anerkennen, wo er etwas Tüchtiges will. Es muß im Staate ein Moment gegeben ſein, welches vermittelnd zwiſchen dem Poſitiven und der Neuerung auftritt. Ein Staat, der ſich nur dann auf ſeine Schwerkraft verlaſſen kann, wenn er ſtillſteht, iſt der nicht, welchem wir das Recht einräumen, den Fortſchritten der Preſſe Einhalt zu thun. Hr. Löffler hat gewiß Recht, wenn er die neuere Preſſe der Leidenſchaftlichkeit, des zweckloſen Treibens und nicht ſelten der Frechheit bezüchtigt; allein ſo gewiß wir dem Staate das Recht zugeſtehen, hier für die Ordnung und die Sittlich-

keit durch ſchnelle Anwendung ſeines Zwanges bedacht zu ſein, ſo wenig können wir uns dazu verſtehen, den Staat überhaupt zum Maß der Preſſe zu machen; denn was ſoll es heißen, wenn der Verfaſſer behauptet, der Staat hätte die Preſſe in ſich aufgenommen, er hätte ihr nur eine Befugniß geſtattet? Läßt ſich dies hiſtoriſch, läßt es ſich vernünftig beweiſen? So gern wir einräumen, daß Preßfreiheit in dem Umfange, wie ſie jetzt reclamirt wird, nie gegolten hat, ſo gern ich hinzufüge, daß ſeit undenklichen Zeiten, wo Frankfurt am Main der Sitz des Deutſchen Buchhandels war, hier auch ein Cenſor die Oberaufſicht führte, ſo liegt es doch auf der Hand, daß namentlich die Reformation erſt der Preſſe ihren heutigen Character gegeben hat. Der damalige Staat war aber gerade eine der Reformation eher feindſelige, als willfährige Macht, ſo daß die Preſſe von Haus aus gegen ihn im Namen Chriſti eine oppoſitive Stellung hatte und

dieſes Unabhängigſein im Namen Chriſti, im Namen der Vernunft und der Wiſſenſchaft, trotz der Hegelſchen Schule, behaupten wird. Der aufgeklärte Staat iſt längſt mit dieſer Anſicht einverſtanden, hat die Preſſe in ihren Zielpuncten nie beſchränkt, und wird es auch nicht, wenn ſie nur über ihre Form wacht.

Da wir ſomit die Grundanſicht des Hrn. Löffler verwerfen, ſo wollen wir nur noch einzelne Puncte aus ſeinem Aufrufe an die Deutſche Geſetzgebung hervorheben, und beweiſen, daß der Verfaſſer in dieſer Angelegenheit weder zu den Berufenen, noch Auserwählten gehört. Denn knüpfen wir gleich an das Vorhergegangene an, ſo finden wir es z. B. ganz irrthümlich, wenn der Verfaſſer das ungebührliche Wachſen der Preſſe als eine bloß gedankenloſe Ueberwucherung bezeichnet. Daß die Preſſe in unſerer Zeit ſo ungeheuer gewachſen iſt, kommt allein nur daher, daß wir ſo außerordentlich viel Intelligenz be-

ſitzen, für welche der Staat keine Anknüpfung darbietet. Wüßten alle Fürſten ſtets, ihre große Aufgabe würdig zu löſen, ſo würde man namentlich jetzt der Ruhe des Staates kein richtigeres Opfer bringen können, als wenn man das auf literariſche Abenteuer ausgehende Talent auf ehrenvolle Weiſe zu feſſeln ſuchte. Sonſt erhielten verdiente Schriftſteller die Unterſtützung des Staates; jetzt haben freilich die Talente eine ganz andere Phyſiognomie, als ehemals, ſie ſind auch nicht ſelten ſchon im Zuſtande einer halben Verwilderung, und ſie werden, wenn auch nicht vollends verwildern, doch den literariſchen Markt überſchwemmen und verwirren, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. Wäre man höheren Orts darauf bedacht, intereſſante Erſcheinungen in der Wiſſenſchaft und Kunſt zu pflegen, ſo würden dieſe ſelbſt nicht überwuchern, und nicht in Gefahr kommen, ſich ins Extrem zu werfen. Unſere claſſiſche Literatur würde nicht dieſe ſchöne

Abrundung bekommen haben, wenn dieſe, namentlich durch Leſſing aufgeregten gährenden Talente in Weimar nicht ein ebenmäßiges Geleis für ihre Productionen gefunden hätten. Seitdem die Literatur auf ſich ſelbſt angewieſen iſt, ſeitdem manche Fürſten nicht mehr den Ehrgeiz ihrer Väter haben, ſich lieber mit dem Adel des Genies, als mit dem Adel der Geburt zu umgeben, finden wir auch in der Literatur viele beklagenswerthe Cataſtrophen, und eine Ueberwucherung, die bald machen wird, daß man das Werthvolle erſt ſuchen muß, ſtatt, daß es uns von ſelbſt in die Augen ſtrahlen könnte. Herr Löffler iſt ſehr unglücklich, daß die Juden im Deutſchen Schriftweſen ſo viel Vorſprung gewonnen haben, und daß von ihnen viele der wichtigſten Zeitungsinſtitute redigirt werden; allein die Literatur iſt unſchuldig daran, oder wenn überhaupt eine Schuld iſt, ſo trägt ſie der Staat, der dem gebildeten Juden nicht die Staats-

carriere eröffnet; denn würde dieſer hier Unterhaltung finden, ſo würde er ſich ebenſo wenig auf die Literatur werfen, wie andere auf Wucher und Papierhandel. Es iſt eine Intelligenz da, die einen Abfluß haben will; ſie wirft ſich auf die Preſſe, und treibt dieſe unnatürlich über ihr Bett hinaus.

Bei der vom Verfaſſer verlangten Coexiſtenz der Preſſe mit dem Staate fiel uns ein Inſtitut ein, deſſen gegenwärtiger Zuſtand in der That die Idee des Verfaſſers ſchon verwirklicht. Dies iſt das Theater. Das Theater befand ſich früher im Zuſtande einer factiſchen Preßfreiheit; jetzt iſt es in jene höhere poſitive Cenſur des Verfaſſers übergegangen, da es als feſtſtehendes Hof- und Stadttheater faſt überall ſchon inſtituirt iſt. So ſehr nun auch das Theater für dieſe Bevorzugung dem Staate zu Dank verpflichtet iſt, und ſich zuſehends in ſeiner bürgerlichen Stellung gehoben hat, ſo hat doch der äſthetiſche Antheil des Theaters davon keinen weſentlichen Nutzen

gezogen. Im Gegentheile ſtehen wir gegen das Franzöſiſche Theater, welches mit Ausnahme des Théâtre français Privatinſtitute ſind, und nur ſittlich, nicht organiſch mit dem Staate coexiſtiren, wie Stümper gegenüber. Elende Farcen kommen bei uns zur Aufführung, und ſelbſt, wollte man Beſſeres geben, ſo wäre es nicht vorhanden, da Niemand für das mit dem Staate coexiſtirende Theater ſchreiben will. Welcher Dichter möchte ſich dem Urtheil eines Hoftheaterintendanten ausſetzen? Welche Bühne wird begierig nach einem claſſiſchen Zugſtücke ſein, wenn ja doch ihr Deficit aus der Staatskaſſe gedeckt wird? Das Theater iſt faſt büreaucratiſch verwaltet, und hindert jeden Dichter, der Luſt hätte, ſich ihm anzuſchließen. Raupach kann gewiß bezeugen, daß er nicht ſo eifrig für die Bühne ſchaffen würde, wenn ihm nicht ausnahmsweiſe geſtattet wäre, hinter den Couliſſen umherzuwandeln, ſich an der Garderobe zu begeiſtern, und

gleichſam in der Küche ſchon nachzuſehen, was es am Mittag zu eſſen geben wird.

Die Anhänglichkeit des Verfaſſers an den Alles umfaſſenden und Alles ſchaffenden Staat geht ſo weit, daß er auch den Fiscus aus der Preſſe zu bereichern gedenkt. Wir erwähnen dies weniger des Fiscus wegen, als um das Mittel kennen zu lernen, das ihn zu dieſem Zwecke füh- ren ſoll. Seine Intoleranz gegen den Buchhan- del geht nämlich auch darauf hinaus, daß er die- ſen verhindern will, nach Gutdünken und Belie- ben veraltete Schriften wieder neu aufzulegen. Da Hr. Löffler allerdings die brave Maxime hat, an Schriften ein Eigenthumsrecht zuzugeſtehen, und mithin auch den Nachdruck zu verwerfen, ſo will er nun auch für die Schriften, welche durch längeres Abſterben des Verfaſſers, und durch die Nichtoccupation von Seiten der Erben herrenlos geworden ſind, den Staat als Erben ſubſtituiren. Ein Buchhändler, der Melanchthons Werke wie-

der herausgabe, müßte ſeiner Meinung nach in die Kaſſe der Centralbehörde des Deutſchen Buchhandels eine Entſchädigung an den Staat, der der Beſitzer jeder res nullius iſt, einzahlen. Wenn ſich dies bei Melanchthon noch hören ließe, ſo wird der Fall doch ſchon verwickelter, wenn der Verfaſſer will, daß auch der Nachdrucker z. B. Montesquieu's dem Rechte gerecht werde. Denn würde hier Frankreich nicht mehr Anſprüche auf die Entſchädigung haben, als Deutſchland? Und vollends wird die Coexiſtenz der Preſſe mit dem Staate erſt ſchwierig, wenn auch die alten Autoren, wie der Verfaſſer mit vollem Ernſte behauptet, nicht Jedermann zum Abdrucke zuſtehen ſollten. Das junge Griechenland würde gewiß eine monopoliſch-bibliopoliſche Griechenſteuer mit Freuden von den Tauchnitz und Pankoucke annehmen. Braucht es mehr, als dieſer Anführungen, um den unpractiſchen Utopismus des Verfaſſers nachzuweiſen? Es ergibt ſich dieſe ma-

terielle Unfähigkeit noch aus einigen andern Vorſchlägen, die der Verfaſſer der Geſetzgebung zumuthet. Zum Beiſpiel iſt Hr. Löffler noch nicht darüber mit ſich einverſtanden, und verſpricht erſt in ſeiner noch zu liefernden Philoſophie des Preßrechts die Frage zu beantworten; „ob der Drucker und Verleger einer Schrift ein und dieſelbe Perſon ſein dürften.“ Im Hintergrunde dieſes Zweifels liegt nämlich die Anſicht, daß durch je größere Theilung der literariſchen Arbeit auch die Verantwortlichkeit mehr getheilt, und für den Staat deſto gewiſſer werde. Je mehr Perſonen an der Erſcheinung einer Schrift betheiligt werden, deſto größer muß das Hinderniß ſein, wenn dieſe Schrift allenfalls die Cenſur vermeiden, oder ſonſt in Inhalt oder Form verbrecheriſch auftreten wollte. Bis hierher bewundert man die Klugheit des Verfaſſers. Allein wie, wenn er nun ſogar verlangt, daß der Staat die Schriftſatzgehülfen als eigenes Corps beeidigt, wenn er da-

durch ſchon in der Druckwerkſtätte ein zweifaches Intereſſe ſchaffen, und eine Angeberei der Setzer gegen ihren Druckherrn begünſtigen will! Hier wird die juriſtiſche Klugheit rechtloſe Pfiffigkeit, und gehört mehr in die geheimen Memoiren der Criminalpolizei, als in eine Geſetzgebung, die nicht für Verbrecher, ſondern für ehrliche Leute berechnet iſt. —

Ebenſo wenig Bekanntſchaft mit dem Preß-geſetzgebungsmaterial verräth es, wenn der Vf. die Annoncen in den Zeitungen cenſurfrei geben will. Er hat dabei die Gewerbe im Auge, welche einestheils durch die zu entrichtende Cenſurgebühr beſteuert werden, anderntheils ſehr leicht über ein Inſtitut, mit dem ſie nicht weſentlich zuſammenhängen, eine üble Meinung verbreiten. Der Vf. weiß ohne Zweifel, daß jeder Handelsmann, der eine Anempfehlung ſeiner Mouſſeline und Jaconnets erſt der Cenſur unterwerfen muß, ſchnell zur Uebereinſtimmung geneigt iſt, wenn das Geſpräch

auf Preßfreiheit kommt. Allein ſelbſt wenn die Cenſur aufhörte, ſo glauben wir gerade im Gegentheil, daß die der Zeitungsannoncen bleiben müſſe. Wenigſtens hängt dieſe Cenſur von dem Stand der Gewerbfreiheit ab, welcher an dem betreffenden Orte herrſcht und überhaupt von dem Intereſſe, welches die Polizei an dieſer oder jener Veröffentlichung nehmen kann. Den Redactionen kann man unmöglich die Verantwortlichkeit darüber aufbürden, ob z. B. eine Schrift angekündigt wird, die zu den verbotenen gehört, eine Zeitſchrift, die ſich noch keiner Conceſſion zu erfreuen hat, ob Medicamente empfohlen werden, die zu den unerlaubten gehören, Hülfsleiſtungen z. B. der Hühneraugenärzte, wo erſt ein Patent gelöſt werden muß, Collecten, die nicht geduldet ſind, Lotterien, die die Lotterie des Staats beeinträchtigen. Mit einem Worte, der Freiheitsſinn des Vfs. erwacht gerade an einem Orte, wo er bedenklich iſt. Er ſcheint die Cenſur nur

aus der Theorie, nicht aus der Praxis zu kennen; und das letztere muß man jedenfalls, man muß Autor geweſen ſein, noch ehe man es bloß durch eine Schrift **über** die Cenſur wurde. Man muß ſchon einmal eine Schrift **unter** der Cenſur gehabt haben, um **über** die Cenſur zu ſchreiben.

Das Endreſultat unſeres Gutachtens über die Principien des Herrn Löffler kommt darauf hinaus, daß wir ihnen ebenſoviel Scharfſinn, wie Intoleranz, ebenſoviel Unerfahrenheit wie Einſeitigkeit zuſchreiben. Sein Buch nützt der Preſſe nichts, und ſchadet der Cenſur. Seine Vorſchläge ſind überdies ſo unpractiſch, daß ſelbſt ſolche Behörden, die des Vfs. Maximen billigen möchten, ſie nicht in die Verwaltung einführen können. Der Vf. ſelbſt präſentirt ſich als einen nicht gewöhnlichen Kopf, der aber an größerer Ueberhitzung und Aufregung leidet, als die Literatur, die er verfolgt. In den meiſten Puncten iſt ohnedies ſein Urtheil linkiſch und er-

innert ſo ſehr an eine jetzt wieder verſchollene Herabſetzung Italiens, die vor zwei Jahren viel Aufſehen machte, daß man ihn gern mit jenem Guſtav Nicolai vergleichen möchte, wenn ihn auch der Schöpfer auf beſſerem Papiere und mit ſchärferen Lettern von der Preſſe abzog, als jenen wunderlichen Reiſenden, der in der Herrlichkeit Italiens nur von Flöhen gequält wurde, und in Venedig, am Veſuv, überall, die Mark Brandenburg nicht vergeſſen konnte. Herr Löffler iſt ein ähnlicher excluſiver Geiſt, und möchte ſeiner Neigung zum Sonderbaren wegen ſich vielleicht für jede andere Gattung der Literatur eher eignen, als zur Regiſtratur derſelben und zur Cenſur. Wir zweifeln, ob uns ſeine noch zu erwartende Philoſophie des Preßrechts von ihm eine günſtigere Meinung geben wird.

Einſtweilen prüfe man, da die Sache wichtig iſt, folgende

Paragraphen einer Cenſurordnung.

§. 1.

Preßfreiheit iſt der Normalzuſtand der Literatur; Cenſur iſt eine Ausnahme. Der Einzelne unter den deutſchen Machthabern kann die Cenſur aufgehoben wünſchen, ſie aufheben kann er allein nicht. Wir wollen ſehen, welche Fortſchritte die Wiederherſtellung wechſelſeitigen Vertrauens, welche Fortſchritte die Meinung der Literatur über öffentliche Angelegenheiten in einigen Jahren gemacht haben wird; dann kann vielleicht von Preßfreiheit wieder die Rede ſein.

I. Von der Cenſur als Staatsanſtalt.

§. 2.

Da die Cenſur eine Ausnahme iſt und nicht im Intereſſe der Literatur, ſondern dem der Geſellſchaft gehandhabt werden ſoll, da ſie ferner nach dem Willen des Staates die Literatur weder aufheben noch in dem möglichſten Grade ihrer organiſchen Freiheit beſchränken will; ſo muß die Cenſur eine der anſchmiegſamſten, willfäh-

rigſten und nachgiebigſten Inſtitutionen des Staates ſein. Sie ſoll die Kraft nie auf Koſten der Gerechtigkeit mißbrauchen.

§. 3.

Die Cenſur iſt acceſſoriſch; d. h. ſie hat für die Literatur kein abſolut bindendes Recht und gehört ihr ſo verſchwiſtert zu, wie z. B. der Beſitzer einer kleinen Servitut an einem Hauſe ſich nicht widerſetzen darf, wenn das ganze Haus verkauft werden ſoll. Das heißt: Die Cenſur muß ſich der Preſſe anſchmiegen, nicht die Preſſe der Cenſur; in dem Sinne nämlich, daß die Preſſe der Cenſur zwar nicht widerſtrebt, aber ſich nicht ſelbſt und freiwillig hergibt, die Cenſur als etwas organiſch Unumgängliches zu betrachten.

§. 4.

Der Staat hat die Anordnungen zu treffen, welche die Cenſur der Preſſe angehen; nicht die Preſſe. Er bekömmt die Cenſur als ein Privi-

legium, das er ohne Anlaſs für die Preſſe benutzen mag! Die erſte Folge des nur acceſſoriſchen Rechtes der Cenſur iſt: Schnelligkeit, die zweite: Wohlfeilheit.

§. 5.

Die Cenſur muß ſo angeordnet werden, daß ſie die Erzeugniſſe der Preſſe im Druck nicht aufhält. Zeitungsblättern würde durch Verzögerung ein empfindlicher Nachtheil widerfahren, ebenſo Tagsblättern jeder Art und Brochüren. Für größere Werke, werden ſie im Zuſammenhange cenſirt, ſollte der Termin von 8—14 Tagen nie überſchritten werden; reicht der Drucker die einzelnen Bogen ein, ſo müſſen ſie nach 24 Stunden zurückerfolgen. Für Zeitungen muß ſich die Cenſur in jeder Beziehung dem Intereſſe derſelben fügen. Die Cenſur will die Literatur nicht hindern; ſie will die Vortheile, die man aus der ſchnellen Expedition eines Zeitungsblatts erzielen kann, nicht ſtören; deßhalb hat ſie ſich auch

dieſen Vortheilen ohne Weiteres zu fügen und muß in der Nacht cenſiren, wenn die Zeitung in der Nacht gedruckt werden muß.

§. 6.

Verſäumt die Cenſur den Termin, wo das Journal in die Preſſe gehen muß, um zur nöthigen Stunde auf die Poſt zu kommen, ſo gibt ſie ſich ihres Rechtes verluſtig und wird dem Staate für alles verantwortlich, was in einem ſolchen uncenſirten Blatte Anſtößiges enthalten ſein könnte. Liegt die Schuld der Verſpätung an dem Drucker oder Redakteur, der das Material der Cenſur verſpätet einreichte, ſo iſt nicht die Contravention gegen die Cenſur zu ſtrafen, ſondern die Nachläſſigkeit; wobei ohnehin eine Unterſuchung über etwa obwaltende mala fides geſtattet werden kann Iſt bei Zeitungsblättern, die wegen irgend einer plötzlich angekommenen Nachricht extra ausgegeben werden, die Cenſur nicht zur Hand, wird ſie vergeblich beſchickt, ſo tritt der Caſus des

Periculi in mora ein und die Cenſur hat ihr Recht verloren.

§. 7.

Dahin ſchlägt auch ein, daß die Cenſur nie als Perſon, ſondern nur als Anſtalt wirken ſoll. So wie die Mauthhäuſer zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Hand ſind, ſo auch die geiſtigen Zollhäuſer, die Cenſuranſtalten. Die Cenſur ſoll, wenn viele Geſchäfte auf einige Perſonen gehäuft werden oder wohl gar nur ein Cenſor in einer großen und druckfleißigen Stadt angeſtellt iſt, nie ambulant ſein, ſondern ein Bureau, wo man zu jeder Stunde des Tages bedient werden kann. Die Cenſur iſt auch keine Behörde, wie etwa das Paßbureau und dergleichen; ſondern ſie läuft der Preſſe parallel, wie der Zoll dem Merkantilismus.

§. 8.

Da die Cenſur nur dem Staate zu Liebe exiſtirt, ſo hat dieſer ihre Koſten zu tragen.

Wenigſtens darf die Abgabe, welche man der Cenſur zu entrichten hat, nur in einer unbedeutenden Kleinigkeit beſtehen, gleichſam nur in den Stempelgebühren der Unterſchrift eines Staatsbeamten. Nicht die Mühe des Cenſors wird bezahlt; (da die Preſſe ihm die Mühe nicht macht, ſondern der Staat die Stellung zu ihr hat, daß er ſich die Mühe der Cenſur nicht verdrießen laſſen ſoll!) auch nicht das Riſiko des Cenſors (wenn er etwa in den Fall käme, geſtraft zu werden; denn nicht die Preſſe ſoll es entgelten, wenn ein Beamter in ſeiner Beaufſichtigung fahrläſſig iſt;) ſondern bezahlt wird nur das offizielle Gutachten, der Stempel, der die Unterſchrift eines Beamten ſichtbar oder nur gedacht immer begleitet.

§. 9.

Cenſurgebühren ſollen nie vom Cenſor ſelbſt beſtimmt werden. Der Beamte ſoll auf ſie nicht angewieſen ſein. Sporteln dieſer Art würden

die Quelle vieler Mißbräuche und nicht ſelten vieler Ungerechtigkeiten ſein. Selbſt wenn der Cenſor die Gebühren für ſich behält, ſo ſetze der Staat das Maximum feſt. Daß der Cenſor die Gebühren für ſich behält, geſchieht nicht, um ihm einen Vortheil zuzuwenden oder ihn auf eine Einnahme anzuweiſen, ſondern um ihm immer noch die gänzliche Verzichtung darauf möglich zu machen oder den Umtauſch des Geldes gegen Bücher, eine zarte und ſinnige Art, wie ſich die meiſten Cenſoren ihr Geſchäft bezahlen laſſen; denn ihnen muß ja ſelbſt daran gelegen ſein, von ihrem ſchwierigen Amte jeden Schein der Gehäſſigkeit abzuwälzen und es ſo wenig bureaukratiſch, als möglich zu machen.

## II. Von den Cenſoren.

### §. 10.

Man ſetze die Literaten als Cenſoren ein! Männer, die ein eignes Syſtem haben, dulden nicht, daß ein andres aufkomme. Der Pietiſt

würde dem Rationaliſten das Meiſte ſtreichen; der Rationaliſt würde im Pietismus nicht ſelten Verbrechen ſehen.

§. 11.

Man wählt am liebſten Juriſten. Dennoch müſſen ſie einige andre Eigenſchaften haben, als bloß Kenntniß des Rechtes. Dem Cenſor gebührt eine nicht bloß allgemeine literariſche Bildung, ſondern ſelbſt eine ſpecielle. Er muß auf der Höhe des Tages ſein, er muß den Stand der Parteien kennen und nach der Sprache, deren ſich z. B. Angreifende bedienen, die Sprache der Vertheidigung abmeſſen. Ein Cenſor, der nur das Corpus Juris, das Landrecht, ſeine Inſtruktion und das zu cenſirende Buch kennt, wird noch immer nicht gegen Ungerechtigkeit geſichert ſein. Ein politiſcher Cenſor muß auswärtige Blätter leſen und den Stand der Parteien kennen. Ein literariſcher darf nicht fremd ſein auf dem Gebiete der Journaliſtik, wenn dieſe auch

noch ſo wenig Werth hätte. Ein Cenſor, der eine Schrift nach dem Geiſte beurtheilen will, in welchem ſich z. B. die Beamten in einem Vorzimmer des Reſſorts der Staatsverwaltung, zu dem er gehört, unterhalten, wird überall Anſtoß nehmen, und Schriftſtellern, die in ganz von ihnen entfernten Geiſtesgebieten leben, oft empfindlich weh thun.

§. 12.

Es gibt zwei Wege, Beamten mit der Cenſur zu beauftragen. Entweder wählt der Staat dieſen oder jenen Beamten und übergibt ihm einen Theil der Cenſur, oder er combinirt die ganze Cenſur und überläßt ſie einem Beamten, der ſich ausſchließlich dem Geſchäfte widmet.

§. 13.

Eine Vermiſchung beider Methoden in der Art, daß ein ohnehin genug beſchäftigter Beamter auch noch mit einer unverhältnißmäßigen Cen=

ſur belaſtet werde, führt zu den empfindlichſten Benachtheiligungen für die Preſſe. Die Cenſur politiſcher Zeitungen, mit einem andern größern Amt combinirt, wird nur dann möglich ſein, wenn zufällig die Muße des Beamten mit der Expedition der Zeitung zuſammenſtimmt. Allein man denke, daß ein Journal ſich in einem Artikel verſpätet, daß ein Cenſurſtrich ihm ein Supplement nöthig macht, daß das Journal um 10 Uhr Morgens gedruckt werden muß und dies Supplement erſt um 9½ Uhr fertig iſt! Sollte da das Hinderniß gelten, daß der Beamte ſagt: um 9 Uhr muß ich auf meinem Büreau ſein; Cenſor bin ich erſt wieder Nachmittags um drei Uhr!? Nein die Cenſur kann ſich nur dadurch empfehlen, daß ſie es nie iſt, die ein Hinderniß macht! Die Cenſur muß immer bereit ſein; der Drucker, der Schriftſteller, der Buchhändler — ſie haben ein urſprüngliches Recht, das von der Cenſur zwar im Inhalt der Ausübung, aber

nimmermehr in der Form derſelben modifizirt werden ſollte!

§. 14.

Iſt es dem Staate nicht wünſchenswerth, einen eignen Cenſor für die geſammte literariſche Produktion einer größern Stadt zu inſtalliren, ſo vertheile ſie die Cenſur auf mehre Beamte! Erſcheinen an einem Orte mehre politiſche Zeitungen, ſo ſind ſie allerdings der Conſequenz wegen nur einem Cenſor zu übertragen. Literäriſche, kritiſche, wiſſenſchaftliche Journale jedoch und Bücher deſſelben Gegenſtandes werden einzelnen Beamten überwieſen, welche ſich der Uebernahme der Cenſur nicht weigern dürfen.

### III. Vom Cenſurverfahren.

§. 15.

Jede Inſtruktion für Cenſoren ſollte in den allgemeinſten Ausdrücken abgefaßt und das Spezielle dem perſönlichen Takte überlaſſen ſein.

§. 16.

Das erſte Gefühl des Cenſors bei Empfangnahme eines Cenſurbogens ſei: Scheu vor dem heiligen Autorrechte! Mißtrauiſche Cenſoren nicht nur, ſondern auch die, welche vor der Schriftſtellerei keine Achtung haben, werden die Cenſur immer verderben. Was dem Cenſor dunkel iſt, davon halt' er das Beſte! Fürchtet er Mißverſtändniſſe, ſo verſchaffe er ſich Aufklärung! Schlechte Cenſoren ſtreichen, was ihnen dunkel iſt.

§. 17.

Außer der Achtung vor der Originalität und der Produktion, ſoll den Cenſor die Rückſicht auf den Drucker am Streichen hindern. Der Drucker verliert bei jedem Striche an dem Capital ſeiner Mühewaltung. Aengſtliche Cenſoren ſollten deßhalb nur Manuſcripte cenſiren, und wenn ſie ihrer Bequemlichkeit wegen die Aufſätze lieber gedruckt haben wollen, ſo müſſen ſie Rückſicht

nehmen auf die Gefälligkeit, die man ihnen erweiſt. Ein natürliches Recht, das Cenſurmaterial bereits gedruckt vorgelegt zu verlangen, gibt es um ſo weniger, als zwar die Cenſur nur zwiſchen dem Drucker und dem Publikum ſteht, der Autor aber alles Recht hat, die Cenſur ſchon dann anzuſprechen, wenn nur noch erſt ein Verhältniß zwiſchen dem Autor und Drucker beſteht. Will jedoch die Cenſur das Manuſcript als bereits gedruckt anſprechen, ſo erkennt ſie auch an, daß ſie ſich die möglichſte Schonung des Autor- und Druckintereſſes zur Pflicht macht.

§. 18.

Der Cenſor iſt kein Recenſent. Seine Striche und Aenderungen gebühren nie dem Zuſammenhange, der Idee des Ganzen als ſolcher, nie Fehlern, die er am Autor entdeckt.

§. 19.

Der Cenſor darf rechtlich nur das ſtreichen, was nicht geſagt werden darf. Er wird willkürlich,

wenn er den politiſchen Geſichtspunkt verläßt, d. h. Staat, Religion, Sittlichkeit, und ſich an dem ſonſtigen Inhalt des Druckmaterials betheiligt.

§. 20.

Wenn Cenſoren Perſönlichkeiten ſtreichen, um Injurienprozeſſe zu verhindern, ſo dürfen ſie ſich nicht die Miene geben, als thäten ſie dies im Auftrage des Staates. Sie dürfen Perſönlichkeiten nur dann ſtreichen, wenn ſich für das Buch kein Autor oder kein Verleger nennen will. Und ſo oft bei Zeitſchriften die Redaktionen für Perſönlichkeiten einſtehen, hat der Staat keine Befugniß zum Streichen, es ſei denn, daß die Ausfälle gegen die öffentliche Sittlichkeit verſtoßen. Wäre dies Verhältniß anders, dann begriffe man nicht, warum die öffentlichen Blätter von verantwortlichen Redaktionen geleitet werden!

§. 21.

Ob Thatſachen der Regierung und der Religion in Frage geſtellt werden können, hängt

vom Geiſte des Gouvernements und vom Tone des Autors ab. Ob freiſinnige Erörterungen zuläſſig ſind; darüber laſſen ſich Wünſche, auch Geſetze geben; doch wird der Cenſor oft in Zwieſpalt mit ſich und ſeinen Vorgeſetzten kommen. Die Entſcheidung dieſer ſchwierigen Frage kömmt auf Charakter und Ehrgefühl an.

§. 22.

Der Cenſor muß dem Autor Gründe ſeiner Striche angeben, wenigſtens wenn ſie verlangt werden. In Berlin iſt es üblich, die Cenſurſtriche am Rande zu motiviren, auch in Wien herrſcht dieſe Achtung vor dem Autor. (Siehe Gentzens Noten zu Schnellers bekanntem Werke!)

IV. Die höhere Inſtanz.

§. 23.

Der Cenſor iſt ein Individuum; es muß von ihm Berufung ſtatt finden.

§. 24.

Berufung auf ein Collegium drückt den

richtigen Grundſatz aus, daß vom Individuum auf concrete Staatsräſon appellirt wird; doch darf das Collegium erſt dritte Inſtanz ſein.

§. 25.

Ein Collegium, ſchon in zweiter Inſtanz, brächte dem Autor, Drucker und Buchhändler um etwas in dem literariſchen Verkehr Unumgängliches, um die Schnelligkeit der Erledigung. Deßhalb muß die zweite Inſtanz eine leicht zugängliche Perſon ſein.

§. 26.

Erſt in dritter Inſtanz darf die Erledigung büreaukratiſch ſein.

Digitized by Google

# IV.

# Henrik Steffens.

---

Professor Steffens hat einen Roman in drei Bänden herausgegeben „die Revolution," in welchem er im Intereſſe der unbeſchränkten Monarchie und des Pietismus alle Erſcheinungen der neuern Geſchichte bekämpft, welche beiden Tendenzen keinen unmittelbaren Vorſchub leiſten. Er faßt alles das, was ihm am Zeitgeiſte zuwider iſt, unter dem Namen Revolution zuſammen und verfolgt dies Schreckbild vom Convent an bis auf das junge Deutſchland herab. Seine Perſonen leben alle glücklicherweiſe ſo lange, als er ihrer bedarf, um ſie dieſe verſchiedenen Abſtufungen durchmachen zu laſſen. Dieſer Roman iſt die gehäſſigſte Zuträgerei, die uns die Ketzer-

macherei der neueſten Zeit gebracht hat. Er zieht das Unſchuldigſte in den Strudel eines gefährlichen Verdachtes und erfordert eine Widerlegung, der wir um ſo lieber einen größern Raum geſtatten, als ſich hier eine Gelegenheit darbietet, etwas zur Verſtändigung für Verſtändige zu ſagen.

Vergebens ſuch' ich nach einer Vereinfachung des gewaltigen Stoffes, der ſich unter den Händen aufhäuft, wenn man den rechten Geſichtspunkt bezeichnen will, aus welchem dieſe „Revolution“ zu verſtehen iſt. Eine Menge Gedankenfäden laufen da ineinander; Hiſtoriſches, Individuelles drängt ſich maſſenweiſe heran. Es iſt unmöglich, man kann einem ſo loſen Produkte, wie dieſer Roman iſt, nicht die Ausdehnung einer Abhandlung widmen. Laſſen wir alſo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; beſchränken wir uns nur auf die nächſten, an das Vorliegende unmittelbar ſich anknüpfenden Gedanken.

Steffens hat den Ruhm eines originellen

Gelehrten, der durch eine gewandte Rede und ein ſanguiniſches Temperament in der Geologie, welches ſein Fach iſt, nicht bloß Berge in ihrer Conſtruktion ſchildern, ſondern ſelber welche verſetzen kann. Steffens hat den Vortheil voraus gehabt, daß er, über Steinbildung ſprechend, auf philoſophiſche Gegenſtände abſchweiſen konnte; während es bei dem Philoſophen nicht die gleiche angenehme Wirkung macht, wenn er von philoſophiſchen Gegenſtänden auf die Gebirge und Steinarten übergehen wollte. Steffens, baar aller Syſtematik, begabt mit einer unruhigen Beweglichkeit, nur von Gefühlen und phantaſtiſchen Anſchauungen zu ſeinen Ueberzeugungen getrieben, wurde mit der Zeit ein Chaos von Wiſſen, Glauben, Ahnen, Zweifeln, Wollen, Entſagen, daß er allerdings Gott danken kann, der ihn aus dieſem Getümmel durch das lutheriſche Chriſtenthum erlöſte. Seit längerer Zeit hat ſich der geiſtliche Lichtſtrahl als eine ewige Lampe in ſeinem Her-

zen angezündet. Dagegen kann man nichts haben; ich gönne Steffens die Seligkeit, „wieder Lutheraner geworden zu ſein;“ ich gönn' ihm das Glück „der kleinen ſtillen Gemeinde.“

Steffens Entwickelung iſt alſo keine des Gelehrten; denn als Gelehrter hat er nichts Nachhaltiges geleiſtet; ſondern die eines Charakters. Mit einem produktiven Talente einer- und einer originellen perſönlichen Beweglichkeit andrerſeits begabt, warf er ſich in die verſchiedenſten Fächer, in die Mineralogie, Philoſophie, Politik und Novelle und leiſtete hier Nichts, das eine nachhaltige objektive Wirkſamkeit gehabt hätte, wohl aber immer Etwas, das uns ſeine originelle Perſönlichkeit in einer intereſſanten Metamorphoſe wieder erkennen ließ. Steffens kann uns daher nicht verdenken, wenn wir es verſuchen, ſeinen unruhigen perſönlichen Charakter zu feſſeln und aus ſeinen Schriften mehr das Sub- als das Objekt feſtzuhalten.

Steffens gehört zu jenen Charakteren, welche vom Manne nur die Geſtalt, das Talent haben, alles Uebrige aber, was in ihnen den Menſchen bildet, vom Weibe. Alle Tugenden und alle Fehler des Weibes findet man in der Erſcheinung dieſes Gelehrten, der eigentlich kein Gelehrter, ſondern nur ein unbeholfener Dichter iſt. Sein Gemüth iſt hingebend, ſchwärmeriſch; aber auch reizbar, leidenſchaftlich. Andere ohne Schonung behandelnd, iſt Steffens leicht verletzt, was ihn ſelbſt betrifft. Eigenſinnig an einer Meinung haftend, wenn ſie ihm ausgeredet werden ſoll, wirft er ſie gern ſelbſt weg, wenn ihn ſeine Laune dazu treibt. Unmäßig in Verſicherungen ſeiner Anhänglichkeit, iſt er ebenſo excentriſch in ſeiner Abneigung. Die Fluth der Verſprechungen ſchwemmt die Proben und Leiſtungen hinweg. Was er an ſich ſelbſt fürchtet, dichtet er Andern an. Ein kühles Wort empört ihn, der Blick eines Auges ſchon kann ihm Verdacht erregen.

Dies Geberden iſt geſcheut, originell, aber lei-denſchaftlich, trotz Frauenzimmernatur.

So hat ſich Steffens in ſeinen früheren Schriften bewährt; ſo tritt er wieder in der „Revolution“ auf. Er hat ſoviel Herbes, Verletzendes in dieſem Buche gehäuft, er hat ſoviel Verdächtigung, die nur unheimliche Früchte tragen wird, darin ausgeſäet, daß er ſich beherrſchen ſollte und nicht zürnen, wenn wir den Grund dafür nicht in der objektiven Wahrheit, ſondern in den Irrthümern ſeines Gemüthes ſuchen. Steffens muß zuletzt zugeben, daß ihm dieſe „Revolution“ von perſönlichem Intereſſe in Rückſicht auf ſeinen Charakter iſt. Wie oft verwandelt ſich nicht dieſe Novelle in eine Confeſſion, die erdichtete Figur in ſeine eigne, die Anklage in eine Apologie! Steffens ſchrieb dieſes Buch, um die Welt ihren Lauf gehen zu laſſen, ſeine Hände aber in Unſchuld zu waſchen. Er ſchildert eine ſchauderhafte Welt, von der er nicht

undeutlich zu verſtehen gibt, daß ſie für's Erſte nicht gebeſſert und von ihrem Sturze nicht zurückgehalten werden kann.

Man muß nämlich wiſſen, daß Steffens früher zur politiſchen Oppoſition gehörte. Wenn die literariſche Jugend Deutſchlands ſich „in einer confuſen Miſchung von Philoſophie und Poeſie“ gefällt; ſo verdankt ſie es zum großen Theile auch den Schriften Steffens, verdankt ſie es dem malcontenten Geiſte, der in Allem, was er früher geſchrieben, herrſcht. Woraus hätt' ich wohl und mit mir Andere dies unbehagliche Gefühl am Poſitiven, dies halbe Politiſiren, und halbe Philoſophiren, dieſe Proteſtation des Gemüthes gegen das Syſtem, dies Grübeln, Paralleliſiren, Hin- und Herüberſchweifen, ohne Raſt und Ruhe, ohne Luſt an dem Buchſtaben, an der Schranke, kurz dieſe eigenthümliche Bildung, die wir alle bis zum Jahre 1830 auf den Univerſitäten entweder empfingen oder durch die Lektüre der Schrif-

ten von Görres, Steffens und Andrer uns zu eigen machten? Steffens fühlt dies, jede Zeile ſeines Romans verräth das gedrückte Gewiſſen; und dennoch — warum in der Proteſtation gegen die falſche Anwendung deſſen, was man bei ihm erlernt hat, ſo viel Trivialität? Doch ich vergeſſe, daß ich den äſthetiſchen Werth ſeines Buches erſt ſpäter abſchätzen will.

Was iſt die Revolution? Steffens iſt geſcheut genug, einzuſehen, daß der Irrthum eine mißverſtandene Wahrheit iſt. Die Revolution iſt ein Verbrechen; aber ſie hat ein Prinzip, das über das Criminalgeſetz hinausliegt und mit welchem die Philoſophie und die Staatsweisheit ſich mit Vorſicht abfinden müſſen. Von dieſer ſeiner Ueberzeugung läßt Steffens nicht einen Lichtſchimmer durchblicken. Er faßt die Revolution ſchlechthin als die Negation, als die Luſt Tumulte zu erregen, zu plündern, und aus dem Letzten der Erſte zu werden. Die Revolution iſt

ihm Demagogie und dieſe wieder eine rein abgeſchloſſene Tendenz, eine Leidenſchaft, ein Laſter a priori. Steffens ſieht in ihr nur die Sünde, nicht den Irrthum. Er ſchildert das Verſchwören, das Barrikadiren, kurz die Mittel der Revolution; von ihrem Zwecke ſagt er wenig, oder nicht mehr, als daß ihr Zweck ſchon in den Mitteln läge, daß die entfeſſelten Galeerenſklaven im Plündern und Morden grade ihren Zweck erreichten. Iſt das die Revolution? Ohne Zweifel; aber nur von einer Seite betrachtet. Wo ſind die Irrthümer, die ſie begleiten; wo ſind die Phantaſtereien, welche die Königsmörder ohne Zittern auf das Schaffot ſteigen laſſen; wo ſind die Phänomene, die mit der Revolution in einer nicht immer verbrecheriſchen Wahlverwandtſchaft ſtehen; wo ſind die feinen Nüancen der politiſchen und moraliſchen Ueberzeugungen, die von der Demagogie vervehmt und von der Regierungsgewalt unter Aufſicht geſtellt werden? Wo iſt in

dem Buche ein einziger Repräſentant der vernünftigen Freiheit, des beſonnenen Fortſchrittes, ein Vertreter der verfaſſungsmäßigen Monarchie? Wo iſt die Tiefe der Auffaſſung? Wo die Feinheit der Charakteriſtik? Ja, wo iſt Sinn und Verſtand in dieſem kindiſch-leidenſchaftlichen Gemälde der Revoluzion?

Ein Hauptgrund, warum Steffens die Revolution als einen Banditenjubel hinſtellt, iſt die Furcht, auf einem Zuſammenhange mit ihr ertappt zu werden. Man braucht nur die Anſicht, deren man ſelber verdächtig iſt, recht zu übertreiben, ſo ſchützt man ſich ſchon. Steffens gehe mit mir in ein Gefängniß, wo Revolutionäre zu zehn Jahren verurtheilt ſind! Er beweiſe mir, daß es ſolche Bluthunde ſind, wie ſein „wiſſenſchaftlich gebildeter“ Adrian! Er examinire ſie, wie ſie ihrer Verbrechen ſchuldig wurden, er verfolge ihre Bildung, er ſehe den Titel des Buches an, welches ſie ſich von der Güte des

Feſtungscommandanten ausbaten! Es iſt: „Die gegenwärtige Zeit. Von Henrik Steffens.“ Dieſe Colliſion muß ſich Steffens möglich gedacht haben; denn um ſich ihre Verlegenheit zu erſparen, ſchuf er in dem Romane die Figur Theodors. Dieſer Theodor iſt Steffens ſelber. Theodor miſcht ſich unter Revolutionäre, ißt und trinkt mit ihnen und wird für einen der Ihrigen gehalten. Er ſpricht gegen Tyrannei und Aberglauben „im feinern, höhern Sinn;“ er hat die Phraſeologie der Revolution, ihre Dialektik; kurz Theodor iſt mitten in der Revolution drin und erſtaunt doch über die Zumuthungen, die ihm nun dieſe zu machen wagt. Als er ſich ſpäter bei einflußreichen Leuten über ſeine Unbeſonnenheit anklagt, meint er, und dies mit Steffens voller Zuſtimmung: die Dummen verſtanden meine „zarte Ironie“ nicht! Alſo zarte Ironie war Alles das, was Steffens früher zur Verwirrung der öffentlichen Meinung geſchrie-

ben hat; zarte Ironie war ſeine Schrift über Preßfreiheit; zarte Ironie war ſeine „gegenwärtige Zeit,“ die den herrſchenden Staat in einem ſeiner ſchwierigſten Momente ſo feindlich zu bedienen wußte; zarte Ironie war die bedenkliche Anſchließung an jene Schleſiſchen Sektirer, welche einer ſchönen Frucht der religiöſen Zeitſtimmung, der Union, ſich nicht fügen wollten? Nun freilich; dann haben wir uns in den Intentionen des Herrn Steffens ſehr geirrt und begreifen den Enthuſiasmus, mit welchem ſich der reuige Theodor auf das Fach der Polizei und der Spionage wirft.

Ich will mich nicht bei den für einen Profeſſor ſehr mangelhaften hiſtoriſchen Kenntniſſen aufhalten, die dem Werke zum Grunde liegen. In dieſer Rückſicht iſt nämlich alles darin aus der Phantaſie, nichts aus der Wirklichkeit gezogen. Die großen Revolutionsumtriebe, angewandt auf einen Duodezſtaat von einigen Quadratmeilen, ſind an und für ſich eher lächerlich,

als erſchrecklich. Aber wie ſpricht Steffens über Politik; wie ſpricht er über die franzöſiſche Revolution! Er hat die Glocken läuten hören; wo ſie hängen, wie ſie hängen, aus welchem Guß ſie ſind; darüber findet man bei ihm keine Auskunft. Doch, abgeſehen von dieſen kindiſch-mangelhaften Vorſtellungen über Thatſachen und Ereigniſſe, die auch vielleicht in einer unten noch zu erwähnenden äſthetiſchen Oekonomie ihren Grund haben können; ſo iſt vordem in der Auffaſſung ſeines Stoffes und der Durchführung deſſelben bei Steffens höchſt bemerkungswerth: der infame Geiſt einer krebsartig um ſich freſſenden Verdächtigung. Indem Steffens in ſeinem Buche alles, ſelbſt die Natur, und Jeden, ſelbſt die unbedeutendſten Perſönlichkeiten, mit der Revolution in Verbindung bringt; läßt er das Maaß von Schuld, welches dieſer oder jener an ihr haben könnte, immer ein abſcheuliches Geheimniß ſein. Keine neue Perſon tritt auf,

ohne dem Autor, dem Leſer und den edlen jungen Polizeiaſſeſſoren, welche die Helden des Romans ſind, gleich den Verdacht einzuflößen, ſie möchten mit der Revolution unter einer Decke ſpielen. Der Verfaſſer iſt darin ſo unbeſonnen verfahren, daß er ſeine Figuren deshalb ſogar ohne Abrundung ſchließen läßt; von Herrn von Theobald z. B. iſt deutlich genug gemunkelt worden, daß auch er im Trüben fiſche und zuletzt vergißt dies der mißtrauiſche Autor wieder. Die Dichtung iſt eine Macht. Sie kann in gewiſſem Sinn verwirklichen, was ſie nur geträumt hat. Steffens benutzt dieſe Macht auf ſchreckhafte Weiſe. Möchte die Menſchheit behütet werden, daß dieſer unruhige, reizbare, mißtrauiſche Mann je in Wirklichkeit etwas zu verwalten und zu beobachten bekäme! Seine Phantaſie würde die Schatten verlängern, würde die leiſeſten Umriſſe mit ſchreienden und anklagenden Farben ausmalen, würde in das Harmloſeſte eine böswillige Abſicht legen,

und überhaupt alles das an Andern ſehen, was er, ſeinem revolutionären Urſprunge gemäß, an ſich ſelbſt zu ertappen fürchtete. Männer, wie Steffens, ſind zierliche Goldfiſche in einer Glaskugel. Sie drehen und wenden ſich, ſie ergötzen unſer Auge durch ihr Farbenſpiel; aber was nützen ſie, was ſollen ſie im Ozean! Steffens iſt im Grunde nur das, wogegen er ſich ſo ſehr ſträubt, nämlich geiſtreich. Man weiß, daß er gegen die „Ariſtokratie der Geiſtreichen" geſchrieben hat, daß er nach Wirklichkeit, nach poſitiver Bewährung trachtet. Allein gerade, was er nicht ſein will, das iſt er allein, und das, was er gern ſein möchte, würde er nur zum Verderb der ſeiner Botmäßigkeit Untergebnen ſein. Jede Organiſation, die man ihm überlaſſen würde, trüge den Stempel ſeiner excluſiven gemüthlichen Reizbarkeit. Steffens möchte Staatsmann ſein und iſt nichts, als ein geiſtreicher Mann. Ein Lob, das Andere beglücken würde, kränkt ihn.

Mit der Hauptfigur des Romans, Adrian, hat Steffens die geſammte gelehrte Welt beleidigt. Einen Demagogen, einen Böſewicht, einen Königsmörder läßt er nicht bloß in dem Gewande, ſondern in der That mit dem wiſſenſchaftlichen Apparate eines Gelehrten auftreten. Mit ausdrücklicher Vorliebe bezeichnet er Adrian als einen Gelehrten. Es wundert mich, daß er ihn nicht einen Theologen genannt hat; denn dann würde man doch an Schleiermacher, oder einen Juriſten, dann würde man an ſüddeutſche Rechtslehrer haben denken können. Er macht Adrian zu ſeinem Collegen, zu einem Profeſſor der Naturwiſſenſchaften, der, ſo wie er, nur mit andern Abſichten und Mitteln in die Politik pfuſcht. Wenn Adrian ein Landtags-Deputirter wäre oder er ſich bei politiſchen Adreſſen an die Spitze ſtellte, kurz, wenn er nur ein freiſinniger Mann wäre, dann läge in ſeinem Charakter weder etwas Unnatürliches, noch etwas Beleidigendes. Allein

Adrian iſt weit mehr. Er iſt die Seele aller Revolutionen in Frankreich und Deutſchland. Er iſt zuletzt eine Art Fieschi. Minerva ſchaudert vor dieſer Entweihung ihres Heiligthums. Ein in den Wiſſenſchaften forſchender Mann wird nicht nur Verſchwörungen anzetteln, ſondern ſogar durch einen Mord ſie beſchließen wollen! Welche Empfehlung — welcher Verrath an den Wiſſenſchaften! Welche erbärmliche Erfindung für Steffens als Mitglied einer berühmten Univerſität, welche Beleidigung ſeiner Collegen! Hat Steffens die klärende Wirkung der Wiſſenſchaften in ſich ſo wenig verſpürt, daß er, ſeinen eignen Stand verhöhnend, auftreten kann und zum Mittelpunkt einer gegen die Revolution gerichteten Schrift einen Mann nimmt, der in der Wiſſenſchaft einen Namen hat, und ſein Freund, ſein College ſein könnte? Dies iſt dieſe täppiſche Indiscretion, die wir oben ſchon an Steffens rügen mußten, dies Verdächteln,

dies Ketzermachen. Adrian iſt eine Verhöhnung des Gelehrtenſtandes und der poetiſchen Licenz. Wenn im dritten Theile Adrians wiſſenſchaftliche Vermittelungs-Stellung zwiſchen Frankreich und Deutſchland mit den grellſten Fingerzeigen geſchildert wird; ſo frägt man ſich unwillkührlich: Wer muß das ſein? Wen mag der Mann meinen! Und dies ſoll man niemals in Dichtungen, zumal, wenn man ſo unbeſonnen iſt, ſo deutlich Gezeichnete ſpäterhin als Königsmörder aufzuführen!

Ich will mich bei der Bemerkung nicht aufhalten, daß auch Adrian im Uebrigen höchſt verfehlt charakteriſirt iſt. Adrian iſt ein in Sünden aufgewachſener Weltmann (und Gelehrter;) Steffens gibt ihm eine Natur, wie ſie etwa Mirabeau gehabt hat; allein die Reflexionen, die er ihn anſtellen läßt, ſind jedenfalls ſo ſehr auf die Verachtung der Welt begründet, daß ein ſolcher Charakter höchſtens ſich, aber nicht Andre morden kann. Ein Graukopf, der ſein Lebelang den

Talleyrand geſpielt hat, der immer andre ins Feuer ſchickte, um die Kaſtanien zu holen, der auf beiden Achſeln trug und ſich nur aus Verzweiflung für die Revolution entſcheidet, ſoll ein Mörder werden! Ein Greis, ein Weißhaar; ſollte man einem Profeſſor, der über Anthropologie geſchrieben hat, einen ſolchen Mißgriff zutrauen! Wann ſind Greiſe als Mörder aufgetreten? Ich will mich bei dieſer Einzelheit nicht aufhalten, ſondern der Erfindung des Vfs. näher treten und fragen: welchen Werth hat die Hiſtorie?

Hätt' ich die voranſtehenden Ausſtellungen unbewieſen gelaſſen, ſo würd' ich, wenn ich dieſe Frage mit: Keinen beantworte, für parteiiſch gehalten werden; allein nur die Wahrheitsliebe iſt es, die mich das Geſtändniß machen läßt, daß dieſe Novelle von H. Steffens auch langweilig iſt. Die Tendenz rächt ſich immer an der Poeſie. Wenn die Tendenz überwiegt, wird das poetiſche Intereſſe erdrückt. Wo nur Abſich-

ten zum Vorſchein kommen, treten die poetiſchen Lichter zurück. Ich glaube ſogar, daß dieſer Roman (warum Steffens nur von einer Novelle ſpricht!) ohne Plan geſchrieben iſt. Seine Erfindung iſt mühſelig zuſammengeſtoppelt; nirgends eine organiſche Einheit. Intereſſant ſein ſollende Figuren enden wie Fragezeichen. Man weiß gar nicht, was mit ihnen geſchieht. Unter der Hand ſcheint Steffens dieſer Wald erſt gewachſen zu ſein; da iſt kein Licht, kein Weg, da läuft alles wild durcheinander. Die beiden erſten Bände regen Wunder welche Neugier auf, und nachdem ſie mit einer ächt Steffensſchen Beſchönigung des vorhergegangenen Unſinns mit den Worten geſchloſſen haben: „Die wunderbare Mährchenwelt iſt wieder lebendig geworden" *), ſoll der dritte Band endlich

*) Mit dieſer fabelhaften Formel glauben die Romantiker Tieck und Steffens alle ihre krummen Phantaſien vor dem Verſtande grade machen zu können.

Aufklärung geben. Man hat geſehen, daß Adrian und der milchhaarige Edward, der Liebling des Vfs., in entſetzlich feindſeligem Rapport ſtehen. Todtſchlag iſt der ſtete Gedanke, mit welchem Edward von dem demagogiſchen Naturforſcher Adrian verfolgt wird; wie wird ſich dies aufklären? Woher der Haß? Jetzt ſpinnt uns nun Steffens eine Geſchichte aus, die mit ſeltner Trivialität und Menſchenunkenntniß entworfen iſt. Statt von den Urſachen des räthſelhaften Haſſes zu hören, hören wir immer nur vom Haß. Adrian und Louvet haſſen ſich. Warum denn? Ja, ſie haſſen ſich a priori. Da macht ſich's der Dichter freilich ſehr leicht. Adrian und Louvet haſſen ſich ſchon, da ſich beide noch gar nicht geſehen haben! Steffens fühlt dieſen Mangel an Pſychologie und ſucht ihn durch Uebertreibungen zu verhüllen. Er häuft Kraft- auf Kraftworte, um dieſen Haß, der ſogar der Angelpunkt der ganzen „Revolution" wird, zu motiviren.

Aber Ausdrücke, wie: „gleich einem Tiger lauerte er auf ſeine Beute;“ ſind keine Motive. Steffens ſuchte durch einen mechaniſchen Druck ſeinem Gedichte die Geſchloſſenheit zu geben, welche nur die Folge einer organiſch tiefen Anlage iſt.

Eine höchſt unbedeutende Familienmiſère zieht ſich durch die revolutionären Beſtrebungen des Romans hindurch. Es iſt ſogar der Fall, daß dieſe kleinliche Familienintrigue, mit deren Wiedererzählung ich die Geduld der Leſer ermüden würde, in der That die Mühlräder der Revolution in Bewegung ſetzt. Die ganze jacobiniſche Maſchine des Buches treibt eine dumme Geſchichte um, die ſich zur Revolution grade ſo verhält, wie eine Mausfalle zur Guillotine. Die Revolution und Riekchen — ein großartiger Gegenſatz! Schon deshalb, weil die Fabel ohne Werth iſt, kann ihre Moral nur mißglücken. Man bekömmt unter dieſen kleinen Pächters- und Förſtersbegegnungen keine Einſicht in die

Irrthümer und Verbrechen der Revolution. Wenn Steffens von der Revolution ſpricht, ſo iſt es grade, als wenn er bei Frankreich nur von Pascal, bei der Republik nur vom Paſtor Oberlin etwas zu erzählen weiß.

Ja in dieſem Mangel an poſitiver Erkenntniß der Geſchichte überhaupt und ſeines Stoffes insbeſondere mag es auch liegen, wenn das Meiſte in dieſem Romane ſich wie allegoriſches Schattenſpiel gebehrdet. Die Figuren, die das Ganze tragen ſollen, treten durchaus nicht kräftig aus dem Hintergrunde heraus. Ihre Handlungen werden alle reflektirt; ſie geſchehen nicht vor unſern Augen. Das poetiſche Unvermögen verband ſich hier mit der krankhaften Phantaſie, welche die Revolution nach einem Hörenſagen ſchildern will, wie wir ehrlichen Leute uns etwa das Räuberleben ausmalen. Steffens gibt von den Umtrieben der Revolution, ihren Anzettelungen, Spionagen, von ihrem Hin- und Her-

manövriren eine Schilderung, die, wenn ſie als Faktum genommen werden ſoll, lächerlich iſt, wenn ſie als Poeſie gelten ſoll, ermüdend wird. Wie Adrian eine leere und gehäſſige Abſtraktion iſt, ſo wird auch ſein Thun und Treiben wie ein Schattenſpiel an der Wand gegaukelt. Da heißt es: Er hielt die Fäden des Ganzen, — ſpann ſie hier, löſte ſie dort, Boten kommen, Briefe gehen, die Parteien werden in Schach gehalten, Zeitungsblätter verwirren das Publikum, die Ständekammer wird durch ausgeſprengte Gerüchte in ihrem Schooß uneins u. ſ. w. Das iſt alles ſo leer, ſo windig, ſo abgezogen! Wozu drei Bände für einen Roman, wenn dieſe Machinationen nicht körperlich auftreten können und uns in handgreiflicher Wirklichkeit, in dem einzigen Gewande der Poeſie, entgegentreten! Ich muß ſagen, daß ich bei dieſem geheimnißvollen Rennen und Laufen, Manövriren und Geſtikuliren das Buch öfters fortgeworfen habe, weil

es den unterſten Grad poetiſcher Befähigung verräth, auf eine ſo abſtrakte Art nur die Themata der Handlung anzugeben und ſie nicht ſelber zu löſen. Wenn Steffens ſeine Loyalität durch irgend etwas bewieſen hat, ſo iſt es dies, daß er die Revolution aus Unkenntniß darſtellte wie ein Puppenſpiel.

Faſt alle Stimmen, die über dieſen Roman verlauteten, kamen darin überein, daß er eine bedeutende Abnahme der poetiſchen Kräfte des Herrn Steffens verrathe und daß die Revolution unter andern auch ſeinen Ruhm als Erzähler vom Throne ſtoße. Dies iſt in jeder Beziehung wahr. Sogar im Detail, ganz abgeſehen von dem verfehlten Kunſtwerke, ſogar in den charakteriſtiſchen Zügen, die ſonſt Steffens Romane auszeichneten, tritt uns nichts Ueberraſchendes mehr entgegen. Das Verhältniß zwiſchen Luiſen und Roller iſt ein Plagiat aus Immermanns unvergleichlich ſchönern Epigonen. Die Atmo=

ſphäre, welche Steffens ſonſt um kleine pietiſtiſche Kreiſe zu verbreiten wußte, hat ſich verdickt. Was daran noch Werth hat, fand ſich ſchon in früheren Produktionen des Verfaſſers vor. Es iſt eine Litanei, die in jedem ſeiner Romane wiederkehrt. Kleine Exkurſe über die Naturwiſſenſchaften, über die Waſſerpolypen und dergl. müſſen dem ſentimentalen Naturforſcher wohl gelingen. Was hilft aber die Poeſie der Steine und Kräuter, wo die höhere Poeſie des Menſchen und der Geſchichte verfehlt iſt! Der Styl zuletzt iſt weniger präcis, als ſonſt. S. 89. des erſten Theils iſt ſogar eine einzige neugierige Frage anderthalb Seiten lang ausgeſponnen! Das gewaltſame Rudern des Herrn Steffens, um in gewiſſe ihm liebe Phraſen zu kommen, verräth eine Armuth an Ideen, die Niemanden auffallen kann, der den Kreis kennt, in welchem Steffens ſeit ſeiner Breslauer Abdankung ſich einzig und allein zu bewegen pflegt.

Ich könnte hier aufhören, da ich genug geſagt habe, um dieſe mit ſo vielem Lärm auspoſaunte und ſeit mehreren Jahren ſchon immer als der Tröſter, der da kommen ſoll, prophezeite „Revolution“ zu charakteriſiren. Allein ſelbſt auf Gefahr hin, daß Jemand, der das Buch nicht geleſen hat, mein ſtrenges Urtheil nun erſt recht für parteiiſch halten könnte, fühl' ich mich gedrungen, dieſe Anzeige mit einer Betrachtung zu ſchließen, die perſönlicher Art iſt. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Steffens in ſeiner leidenſchaftlichen Verdächtigung alles deſſen, was ſich nur irgend als Zeitgeiſt in unſern Tagen zu erkennen gibt, auch auf die deutſche Literatur und diejenigen Schriftſteller kommen würde, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach, wenn auch keine neue Literatur, doch die Geſchichte der alten ſchreiben werden. Steffens bezeichnet das junge Deutſchland an mehren Stellen ſeines Buches als eine Genoſſenſchaft, die, politiſch ge-

nommen, eben ſo gefährlich wie literariſch geſchmacklos wäre. Den letzten Vorwurf wollen wir kürzer, den erſten ausführlicher beleuchten.

Daß der jüngere literariſche Nachwuchs Talent hat, gibt Steffens zu. Er meint aber, die Milch wäre hier ſauer und zu Käſe geworden. Steffens fügt noch den Knoblauch hinzu, um die von ihm verachtete Tendenz in den Geruch zu bringen, den ſie für ſeine Naſe hat. Ich will gegen dieſe Bilder keine Gegenbilder ausſpielen. Ich will mich einfach an die Sache halten. Die Sache iſt aber die, daß Steffens in einen Fehler verfällt, den Viele ſeiner Stellung mit ihm gemein haben. Er hat Recht, wenn er ſeine Vergangenheit für bedeutend hält, wenn er mit Stolz daran denkt, daß er Goethe gekannt hat, daß er mit Schleiermacher 1806 in Halle Profeſſor war, daß er ſeine Bildung anders gewonnen hat, als ſie jetzt gewonnen wird. Man ſagt wohl, daß wir, ehe wir ſterben, unſer Taufwaſ-

ſer ausſchwitzen. Steffens verfällt mit Tieck in dieſelbe Melancholie, daß ſie ausrufen: Wir waren die Genoſſen großer Männer, wir ſind die nächſten Erben ihres Ruhmes, wir ſollen nun einen Nachwuchs haben, der nicht ſo an uns anknüpfen will, wie wir an Goethe und die Alten angeknüpft haben! Aus dieſem unbehaglichen Gefühl entnimmt Tieck ſeine Almanache, Steffens ſeine „Revolutionen!“ Würden wir in Tieck und Steffens etwas Befruchtendes vorzufinden uns überreden und ihnen irgend einen Ton entnehmen können, deſſen Echo nicht ſchon in ihnen ſelbſt verhallt wäre, würden wir ſie zu Muſtern unſrer Schreibweiſe wählen und ſo unbedingt uns ihnen hingeben, wie Johann Minckwitz dem Grafen Platen; ſo würden wir nicht nur Talent haben; ſondern unſre Milch würde auch nicht Käſe geworden ſein und die Poeſieen eines Heine würden nicht nach Knoblauch riechen. Daß ſich die jüngere Literatur nicht zutraut, auf

eignen Füßen etwas zu improviſiren, beweiſt ihre Hingebung an Goethe, beweiſt ihr Verſuch, der Hegelſchen Philoſophie Methode und Conſequenz zu entlehnen, beweiſt ihre Oppoſition gegen die abſcheulichen Verſuche des Wolfgang Menzel, eine Bildſäule im Walhalla unſeres Ruhms nach der andern zu zertrümmern. Nur an Tieck und Steffens knüpft ſich nichts an. Das kann ſomit nur beweiſen, daß beide ſelbſt nur in ſich und für ſich Werth haben, daß ſie Perſonen und Dilettanten ſind, keine Thatſachen und keine Meiſter.

Daß die jüngere Literatur noch nichts Tüchtiges geſchaffen hat, glaub' ich herzlich gern; denn Niemand kann unzufriedner mit ſeinen Produktionen ſein, als ich, der ich auch nie geneigt war, Corps zu machen und an Freunden zu loben, was mir nicht gefiel. Aber daß erſtens dieſe fragliche Literatur den Beruf hat, künftige ſchönre Entwickelungen vorzubereiten, daß ſie die

unumgänglichen, durch Preßbeſchränkungen und dergleichen gar nicht mehr zu ſchleifenden Uebergangsdardanellen aus dem ſchwarzen in das Marmormeer ſind; zweitens, daß ſie weit Gediegeneres ſchon geleiſtet haben, als die Schriftſteller der Reſtaurationsperiode, daß ſie wenigſtens mehr, als die Tromlitz, Müllner, Houwald, ja ſelbſt mehr als die Michael Beer, Schenk, L. Robert u. ſ. w. ahnen ließen, was eine ſich wieder mit dem Gedanken vermählende und durch perſönlichen Reiz erfriſchte Literatur iſt — wer wollte ſo unverbeſſerlich ſtabil ſein, daß er dies läugnete! Wenn einmal nicht anzunehmen iſt, daß ſich die deutſche Literatur nur noch als Lyrik ausſprechen ſolle, daß alſo die Namen, welche wir in unſerm Muſenalmanach jährlich finden, die Rückert, Uhland, Pfizer, Lenau u. ſ. w. allein die Tradition fortpflanzen; wenn Roman, Kritik und die Miſchgattungen noch einen höhern Beruf haben, als das lyriſche Gedicht; dann wird man die Frak-

tion, welche wir oben bezeichneten, nicht für ephemer halten. Das thaten auch weder Staatsmänner, wie z. B. Gentz, noch Gelehrte, wie erſt kürzlich Herr Haſe in Jena, noch ſeine Geſchmacksrichter, die mehr dem Publikum, als der Schriftſtellerwelt angehören, wie Herr Varnhagen von Enſe. Nur die HH. Tieck und Steffens glauben verſichern zu können, wem die Pförtnerinnen des Parnaſſes das Thor öffnen werden.

Inzwiſchen mag Steffens äſthetiſcher Widerwille auf ſich beruhen! Ein Andres iſt es mit dem Vorwurf der Demagogie, welchen er mir und meinen Freunden macht, mit dieſer erbärmlichen Rolle, die er den „ſich ſpäter zum jungen Deutſchland wendenden" Journaliſten Wolf ſpielen und mit den unſinnigen Theorien, die er von dieſem Narren in extenso vortragen läßt. Wüßte Steffens die ſchwierigen Verhältniſſe, welche uns hindern, ſeine Anklagen aufzunehmen und ſie

ausführlich zu widerlegen, ſo würde er ſie hoffentlich nicht gemacht haben. Oder vielleicht berückſichtigt er nicht einmal die Perſonen, ſondern nur die Dinge, die ihm ſo gefährlich erſcheinen, die Theorien, zu deren Apoſtel er ſeinen Journaliſten Wolf macht. Denn die demagogiſche Rolle, die dieſer Narr ſpielt, wird ihm doch, da er ſie erfunden hat, nicht ſo wichtig erſcheinen, daß er darauf eine Anklage ſtützt? Daß wir Demagogen geweſen ſein ſollen, Mitglieder geheimer Geſellſchaften, Verbundene der Flüchtlinge in der Schweiz, welche den Tyrannenmord an ihren eigenen unglücklichen Genoſſen einſtudirten; dieſer Verbrechen konnte Steffens ſeiner Erfindungen wegen nicht entrathen. Wär' ich ein freier Mann, ſo würd' ich über dieſe boshaften und dummen Verläumdungen lachen; da ich aber alle Urſache habe, mich von dem Verdacht der Illoyalität zu befreien, ſo nenn' ich Steffens Verfahren einen unwürdigen Mißbrauch der dichteriſchen

Freiheit. Der Däne Hamlet mochte guten Grund haben, durch ein Schauſpiel ſeinen Stiefvater zu entlarven. Der Däne Steffens jedoch ſpielt mit ſeinem Puppenſpiel die umgekehrte Rolle. Er iſt es, der dem Schlafe naht und ihm Gift in's Ohr träufelt.

Den politiſchen Urſprung der jungen Literatur läugn' ich nicht; aber ſo wenig wir in Deutſchland ein ſolches Treiben erlebt haben, als Steffens es in ſeiner „Revolution" ſchildert, ſo wenig hat ſich auch jene Literatur faktiſche Exceſſe zu Schulden kommen laſſen. Kein beſonnener Staatsmann (und an Staatsmänner denk' ich hier ſtark, da Steffens Schriften in ihrer Sphäre verbreitet ſind), kein Staatsmann, der ſich erinnert, wie ihn die Periode von 1806—13 aufregte, wird ſich darüber wundern, daß das Jahr 1830 die gleiche Wirkung auf die jungen Köpfe hatte. Die Zahl der politiſchen Verbrecher aus jener Periode iſt ſo außerordentlich groß, daß man ſie nur noch

in Maſſe ſtrafen kann, und (allerdings auf dem Gnadenwege) das Strafmaaß für ſie faſt auf ein Viertel herabgeſetzt hat. Denn es ſpringt in die Augen, daß die Ereigniſſe des Jahres 1830 den courſirenden Ideen über Politik und Staatsverfaſſung einen neuen Impuls geben mußten, der ſo heftig war, daß man wohl ſagen kann, er wirkte allgemein. Die Staatsweisheit ſieht hier auch weit weniger eine Veranlaſſung, nur und immer nur zu ſtrafen, als eine zu belehren, zu erziehen, auszugleichen. Aus jenem Tumulte der im Jahre 1830 aufgeregten Leidenſchaften die Gemüther wieder zurückzuführen, ſie zu beſonnenen Ueberzeugungen zu bringen, und, wenn ſie im Widerſpruche verharren, ihnen mit Nachdruck die Andeutung zu geben, daß die unleugbaren, für Politik und Geſchichte gewonnenen Reſultate jenes Jahres ſich nur in Uebereinſtimmung mit den öffentlichen Thatſachen, für welche die Regierungen einzuſtehen haben, entwickeln

dürfen: dies iſt unter heutigen Verhältniſſen Staatsweisheit. Und in Betreff der Literatur, wird die Nachſicht noch gerechter ſein müſſen. Wer könnte ſie ſo wenig kennen, daß er nicht zugäbe, überall, auf allen ihren Wegen lagen Gruben, in welche man bei der Nacht ſtürzen mußte. Die Literatur war durch die ausgedehnte Wirkſamkeit des Wolfgang Menzel von der Achtung vor der Vergangenheit entbunden; der junge Nachwuchs ging hier in die ſchlechteſte Schule, indem er ſich ein arrogantes Urtheil über die frühere Literaturperiode angewöhnte und dies durch Kategorien zu beweiſen ſuchte, die alle einer verſteckten, ehemals burſchenſchaftlichen Richtung entnommen waren. Zu dieſer gefährlichen Unterweiſung kam der Mangel an bedeutenden Vorbildern. Die Vergangenheit war theils zertrümmert, theils zu weit entrückt; die Gegenwart bot keinen Erſatz. Steffens war ein literariſcher Dilettant, Tieck hatte ſich aller Anknüpfungen

die man an ihn machen konnte, ausgenommen in Shakespeareſachen, entledigt. Die Verwirrung auf dem religiöſen Gebiete war durch den theologiſchen Partheienkampf hoch genug geſtiegen. Der Journalismus war einestheils durch Müllner zu einer Frechheit in Perſönlichkeiten gelangt, die, da die Nachahmer nur überbieten konnten, gar keine Rückſicht mehr nahm und anderntheils war er ſo heruntergekommen, daß er ſich nur in den gewöhnlichſten Sphären umtrieb und, wenn junge Kräfte ſich ihm anſchloſſen, Niemanden den Gedanken einflößte, daß dieſe Zeitſchriften von oben her berückſichtigt würden. Aus allen dieſen Elementen miſchte ſich ein Stoff zuſammen, den die Ereigniſſe des Jahres 1830 entzünden mußten. Es gibt kein Publikum — von dieſer Vorausſetzung aus ſchrieben die jungen Dichter und Kritiker, ohne an ihre Leſer zu denken. Das, was hieraus und aus dem Früheren folgte, iſt bekannt genug. Stef-

ſens hat den Erfolg gut ſchildern. Den Anfang, an dem er ſelbſt nicht wenig Schuld trägt, hat er verſchwiegen.

Es iſt aber jedem Einſichtsvollen zunächſt deutlich, daß „die junge Literatur“ das Gebiet der Politik verlaſſen wollte. Steffens meint, ſie hätt' es aus Beſorgniß gethan, das Ding möchte gefährlich werden. Mag ſie Gründe gehabt haben, welche ſie will; ſie iſt einmal aus einem Gebiet heraus, in welchem ſie ſich niemals ſo genommen hat, wie es Steffens entzündliche Phantaſie ſich einredet. Steffens ſagt, ſie hätte die Politik aufgegeben. Und was ſollte ſie auch ferner mit der Politik? Wer ein politiſches Atlantis im Kopfe trägt, muß ſo vernünftig ſein, einzuſehen, daß es aus Nichts nicht geſchaffen werden kann. Wer ein Freund conſtitutioneller Staatsformen iſt und ſie als Mittel zu andern Planen benutzen will, ſieht an Süddeutſchland, wie wenig ſie fruchten. Wer ſie da einführen

möchte, wo ſie noch fehlen, ſieht an Hannover, wie lang es währt, bis Formen Wurzeln ſchlagen, und muß ſich daher überzeugen, daß dergleichen Einrichtungen nur die Folge eines wechſelſeitigen Verſtändniſſes und eines ſich in der Regierung ſelbſt erzeugenden Entſchluſſes ſein können. Frankreich faßt unter dem Namen Louis Philipps allmählig all die Oſtentation zuſammen, die ihm früher Napoleon repräſentiren mußte. Englands Parteienkampf iſt ſo alt, wie das Haus Hannover, das es beherrſcht, und von Spanien's Kämpfen kann man wohl ſagen: **peccatur intra et extra.** Alſo wie ſollte die einzige deutſche Literatur, im Widerſpruche mit der franzöſiſchen und engliſchen Literatur, welcher nachzuahmen man ſie ja grade beſchuldigt, ſich mit dem Brüten über politiſche Theorien die Luſt des Daſeins verkümmern und ſich durch eine ganz unzweckmäßige Oppoſition gegen die öffentliche Ordnung um die Möglichkeit bringen wollen, im

Tempel der Literatur ihr friedliches Freimaurer-werk zu treiben und ſich durch poetiſche Erfin-dungen, mögen ſie auch noch ſo ſchwankend und fehlerhaft ſein, mögen ſie ſelbſt Gemüther, die nach Troſt und Beruhigung ringen, und Unklar-heit verrathen, in Verbindung mit dem Publi-kum zu erhalten! Was die jüngere Literatur in rein äſthetiſcher Hinſicht bezweckt hat, überſieht Steffens; für ihre Verbindung mit Goethe und Hegel, wenigſtens bei Einigen, hat er kein Auge. Genug, er hat dies zugegeben, daß die gefähr-liche Tendenz ihr Politiſiren aufgegeben hat, und ſagt dies mit ſo vielem Rechte, daß mir ſelbſt das Beginnen eines jungen Schriftſtellers, des Dr. J. Jacoby, der ſich von dem Jacobinismus plötzlich auf die Theorien des Herrn von Haller geworfen hat, darum ſo mißlich erſcheint, weil auch hier wieder die politiſche Anſicht nicht die Folge einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung, ſon-dern einer Gemüthsſtimmung iſt. Hat man für

die Politik nur Gefühle, ſo iſt man weder vor Irrthümern noch vor den Extremen ſicher. Man thut weit beſſer, dieſem Gebiete zu entſagen und ſich mit Unkenntniß, die auch Herr Jacoby im höchſten Grade beſitzt, zu beſcheiden.

Es wundert mich, daß Steffens, der doch ein ſo frommer Lutheraner (kein Evangeliſcher) geworden iſt, nicht das Chriſtenthum erwähnt, um welches ſich die bezeichnete Literatur bisher nur das Verdienſt erworben haben ſoll, daß man es gegen ſie vertheidigen mußte, ja bei einigen ſogar offenbar mit Gewalt in Schutz nehmen. Warum denn bei Steffens der Jammer um Tieck und die nicht anerkannten frühern Heroen; warum kein ernſtes, heiliges Wort über das Chriſtenthum! Steffens hat überhaupt nicht gewußt, wie er das Chriſtenthum mit der Revolution in Verbindung bringen ſollte, was mich deßhalb Wunder nimmt, da hier der Anklagen und Verketzerungen doch genug erzielt werden konnten.

Der Grund iſt vielleicht dieſer: Steffens weiß vom Chriſtenthum nichts Andres zu ſchätzen, als daß es die Menſchen zum Separatismus treibe. Wenn ſich ihm die Gelegenheit darbietet, von den beſeligenden Folgen des chriſtlichen Glaubens zu ſprechen, von der Heiligung und Verſöhnung der Gemüther, von der troſtreichen Hinweiſung auf ein Jenſeits, wo alle Widerſprüche gelöſt ſein werden, ſo benutzt er dieſe niemals, ſondern ſetzt ſein ganzes Chriſtenthum in die Formalität, in „die kleine ſtille Gemeinde,“ ſetzt es lediglich nur in die Abſonderung, in jenen Proteſtantismus, der in der That nie zufrieden iſt, ſondern immer proteſtirt, immer etwas Apartes für ſich ſein will. Steffens verräth damit einen ſeltſamen Zug ſeines literariſchen Charakters. Er iſt zum Stabilen nicht geboren. Er erſchrickt vor jeder Zumuthung, die man ihm macht. Er will immer den Rücken frei haben und etwas Andres ſein, als wofür man das

Recht hat, nach frühern Aeußerungen ihn zu halten. Sind ſolche Charaktere geeignet, ſo ſchwere und bedeutungsvolle Anſchuldigungen auszuſprechen, wie ſie in dem Buche vorliegen? Daß derjenige, welcher ſelbſt auf keinen feſten Füßen ſteht, keinen Beruf hat, Andern ihr Wanken vorzuwerfen, drückt er genugſam in ſeinem Stillſchweigen über das Chriſtenthum aus. Wahrlich, wenn man mir und den Uebrigen vorwirft, wir taſteten das Allerheiligſte an; dann möcht' ich doch fragen, worin nun wohl die Religioſität eines Steffens beſteht? Er hat ſich bekanntlich eine Theorie von der Perſönlichkeit ausgebildet, auf die er die chriſtlichen Dogmen, d. h. nicht alle, ſondern die ihm grade gefallen, anzwingt. Er hat ſich zum Partiſanen der Schleſiſchen Sektirer gemacht, weil ſeiner Poetaſterei dies Conventikelweſen, ſeiner angebornen revolutionären Unſtätigkeit dieſe oppoſitive Stellung, mit der zufällig diesmal keine Gefahr verbunden

iſt, zuſagt. Da läßt ſich durch Aeußerliches, rein Formelles bald der Geruch der Heiligkeit ausdünſten! Wer weiß, ob Steffens über die Frage antworten kann, die wenigſtens mich aus tiefſtem Herzensbedürfniß beſchäftigt: Wie iſt es möglich, die Religion des Heilands mit ſeiner Geſchichte, unſern Verſtand, unſre Wiſſenſchaft mit ſeinem eine Welt erlöſenden Leiden und Sterben, mit dem dogmatiſchen Inhalt dieſes Glaubens zu verbinden? Wie geben wir dem Chriſtenthume noch jenen neuen Glanz, daß es ſich auch auf dem Standpunkte unſrer heutigen Bildung und Bedürfniſſe nicht nur immer noch als jene ewige Wahrheit, die allen Zweifeln Muth, allen Schmerzen Linderung bietet, ſondern auch als Inhalt und lebendige Anregung aller ſpekulativen Forſchung bewährt? Wie gleich' ich meine chriſtliche Erziehung, meine rührende Empfindung, wenn ich in der Sonntagsfrühe eine Kirche innerlich durch Geſang lebendig werden ſehe, mit

den dem Chriſtenthume ſo abgewandten Traditionen der Bücherwelt und der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts aus? Endlich mit einem Worte: Wie kömmt es, daß ich den Ruf eines antichriſtlichen Autors habe, ihn auch in dem Sinne, daß ich gegen das theologiſche Parteienweſen mit naturaliſtiſcher Rückſichtsloſigkeit ſchrieb, verdiene, und doch gegen Jedermann das Chriſtenthum zu vertheidigen mich gedrungen fühle, wo ich den Beruf, über eine ſo tiefſinnig ausgebildete Lehre abzuurtheilen, nicht vorausſetzen kann? Ich kenne einen Juden, der den Muth hat, ſeinen bloß von Emanzipationsgedanken und deiſtiſchen Abſtraktionen beſeelten Glaubensgenoſſen gegenüber Chriſtus und ſogar die Dreieinigkeit zu vertheidigen, ohne daß er wagt, ſich taufen zu laſſen. Er iſt durch Hegel zu dieſer wunderlichen Stellung gekommen, und ich frage Steffens, ob er im Stande iſt, dieſe intereſſante Erſcheinung unſrer Zeit zu erklären? Nein, er

iſt es nicht. Denn wär' er es, ſo würd' er in ſeiner Revolution nicht das plumpſte und ſchändlichſte Demagogenthum geſchildert haben, ſondern dieſe tiefbegründeten Uebergänge aus der negativen Richtung des Zeitgeiſtes in die poſitiven, dieſen geheimnißvollen Zuſammenhang, den ich nur als merkwürdiges Symptom, nicht als ein dauerndes Reſultat anführen will; denn Abgeſchloſſenes ſoll damit nicht bezeichnet ſein, ſondern nur ein Merkmal, ein Zeichen, das ſich zum Guten nur und zur Beruhigung aller der Empfindungen, welche durch heftiges Regieren früher verletzt ſein konnten, erfüllen wird.

Steffens erwähnt die Religion nicht, wohl aber die Sitte. Er ſtellt ein confuſes Syſtem von St. Simonismus auf, um dem „jungen Deutſchland" einen fettigen Spiegel vorzuhalten. Das Unſinnigſte, was über Emanzipation u. dgl. vom Vater Enfantin nur debütirt iſt, wird den vermeintlichen Jüngern deſſelben zugerechnet.

Ich will hier an Goethe erinnern. Falk erzählt von ihm, daß er einen Sack im Zimmer hatte, in welchen er alles hineinwarf, was ihm an ſataniſchen Gedanken je zuweilen in die Queere kam. Dieſen Sack wollte er nicht früher öffnen, bis er an den zweiten Theil des Fauſt ging. Die darin aufgehäuften Materialien ſollten ihm zur Charakteriſtik des Mephiſtopheles dienen. Jeder geiſtig ſtarke Denker hat einen ſolchen ſataniſchen Sack, in welchen er tolle Ideen, die ihm wohl zuweilen aufſtoßen, hineinwirft. Nun hab' ich bisher immer gefunden, daß alle die, welche gegen die ſogenannte junge Literatur etwas Handgreifliches ſagen wollten, nichts thaten, als ihren Satansbeutel umkehrten und deſſen Inhalt friſchweg über uns ausſchütteten. Dadurch mußte man ſelbſt für jeden dummen Einfall der Herren verantwortlich werden; wir mußten das gedacht haben, was Jene zu denken ſich ſchämten. So weiß auch Steffens viel von der Emanzipation

des Fleiſches zu erzählen und kümmert ſich wenig darum, daß die vermeintlichen Apoſtel derſelben ſich längſt die ſchändlichen Ideen, die derſelben zu Grunde liegen ſollen, verbeten haben. Ueber den Unſinn der Frauenemanzipation verweiſ' ich z. B. auf meinen Verſuch Zur Philoſophie der Geſchichte S. 148.

Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß Mundt, Laube und ich mehr, als ſie, Schuld tragen, wenn man uns eine Zeitlang daran erinnerte, wir vergäßen die Schranken des Herkommens, die „ungeſchmiedeten Feſſeln" der Sitte, wie Euripides ſagt. Ich namentlich kann mich darüber am wenigſten beklagen, weil man mir meine Vorrede zu den Schleiermacher'ſchen Briefen und eine Romanenſcene vorwerfen kann. Von der letzteren hab' ich längſt geſagt, daß es mir gleichgültig geworden iſt, ob man ſie für poetiſch oder für abgeſchmackt hält; von der erſteren bedenke

man, daß ſie aus dem Uebermuthe gefloſſen iſt, ein Buch, welches der Vergangenheit entriſſen werden ſollte, wieder mitten in die ganz veränderte Debatte unſrer Tage zu werfen. Ich wollte gleichſam ſagen: Was tobt ihr über die Haltloſigkeit, Unzuverläſſigkeit und das unreelle Idealiſiren unſerer Tage? Hier blickt auf die Zeiten zurück, wo ein Beamter am Bundestage, Herr von Schlegel, die Lucinde und ein Mann wie Schleiermacher einen Commentar darüber ſchrieb! Meine übrigens rechtlich vermittelte Herausgabe des letzteren war Schadenfreude; ich geſtehe es. Aus dieſer Schadenfreude iſt aber auch alles herzuleiten, was ſonſt an dem Buche ein Aergerniß war. Ich wollte ärgern, habe dafür genug gelitten, leide noch; aber durch nichts heftiger, als wenn nun den wilden Hypotheſen jener Vorrede ein Glaube untergeſchoben wird, den ich niemals daran gehabt habe, oder gar, wie bei Steffens, ein ſolches Syſtem, für

daſs ſich auch die übrigen Betheiligten ergebenſt bedanken werden.

Um endlich zum Schluſſe und zu einem Reſultate zu kommen, ſo mag es in Folgendem ausgeſprochen ſein:

Steffens Revolution iſt ein Zerrbild, das weder äſthetiſche noch hiſtoriſche Wahrheit hat. Die Revolution iſt da, ſie iſt als ein Verbrechen da; aber ſie konnte tiefer, erſchöpfender und warnender entwickelt werden. Für diejenigen, welche nicht an der Revolution des Herrn Steffens betheiligt ſind, iſt ſie kein Trauerſpiel, ſondern eine beluſtigende Komödie, für die, welche ſie angehen ſoll, iſt ſie eine Verläumdung und ein ſchlechter Streich. Ich will Steffens mein aufrichtiges Geſtändniß machen! Wir waren für politiſche Träume eingenommen; wir ſahen aber ein, daß mit Schmetterlingsflügeln, ja ſelbſt mit Adlerſittigen die Maſchine des Beſtehenden nicht fortzubringen iſt. Wir gaben dieſe Grillen

um ſo mehr auf, als der bloß rationelle Liberalismus weder unſrer Phantaſie, noch unſrer ſpekulativen Bildung zuſagt. Wir beſchränken uns auf die ausſchließlich literariſchen Intereſſen. Wir opponiren gegen ſolche planloſe und höchſt wahrſcheinlich intereſſirte Verketzerer des Zeitgeiſtes, wie die HH. Tieck und Steffens ſind. Wir ſind aber über die Nichtigkeit dieſer Prätenſionen ſchon ſo im Reinen, daß wir überall der Kritik entſagen und nach Produktionen bei uns und Andern trachten. Wir erwarten ſehnlichſt von den Regierungen, daß ſie unſre Bücher wieder nur einer Cenſur unterwerfen, die wie früher an allen Orten gehandhabt werde, wo der Verleger wohnt oder ſie gedruckt werden. Wir wünſchten, die Theater ſtünden den jungen Kräften frei, um ſich auf ihnen in objektiven Gebilden zu üben. Wir wünſchten, die Einigung zu Zeitſchriften, die Steffens, als Herausgeber eines zwangloſen Journals, ja auch für wichtig hält,

würde eher befördert als gehindert. Ja, und wenn wir nichts weiter wollen, als Freiheit für uns, nicht einmal Gunſt, nicht einmal Fürſten, die wie Karl Auguſt von Weimar denken; ſo bleibt nur noch Eines übrig, was allerdings noch hindern könnte, uns ſo für desinfizirt anzuſehen, wie es Theodor Hell, Kriegsrath Müchler, Hofrath Raupach ſind. Dies iſt allerdings eine gewiſſe doktrinäre Richtung, die aus der Poeſie gern in die Geſchichte, aus dieſer in die Religion, aus der Religion in die Philoſophie ſpringt; aber dies iſt gerade jenes Gebrechen, an welchem Steffens einzig und allein die Schuld trägt. Ihm verdanken wir es, daß wir über Mineralogie ſprechen und in die Myſtik gerathen, daß wir die Flötzgebirge erſteigen und auf jedem Ruhepunkt uns von Politik, von Nixenmährchen und Allem durcheinander unterhalten. Ihm verdanken wir die Unbehaglichkeit an dem Poſitiven, die Entfremdung gegen die Staatsräſon, ihm

dieſe Trennung unſrer Ideen von dem in der Wirklichkeit gegebenen Stoffe. Er brachte die Polemik gegen das Zeitalter als ſolches auf, er ſchrieb, ich ſage nicht, gegen die Cenſur; nein! gegen die ſtehenden Heere, gegen die adminiſtrative Verwaltungsform der Zeit, gegen die Grundlagen, auf welche der moderne Staat gebaut iſt. Er hat uns gelehrt, über die Gegenwart zu grübeln, nicht mehr ideell in ihr zu leben und von dem Faktiſchen zu abſtrahiren. Er hat dies praktiſche Ungeſchick der neuern Literatur am meiſten verſchuldet. Er hat uns gelehrt, über die Religion zu ſprechen, ohne Theolog zu ſein, über das Recht, ohne Advokat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medizin zu ſprechen, ohne Arzt zu ſein. Wenn es einen Encyklopädismus gibt, der ſich für Alles vorgebildet genug hält, um in Allem mitzumachen; ſo gab Steffens dafür den Ton an, und das Gewiſſen iſt es, das

ihn beſtimmt, die zu verdammen, die, wenn ſie verdorben ſind, es durch ihn wurden. Wenn wir uns von etwas zu befreien haben, ſo iſt es von ihm. Wenn wir etwas auf die Haut werfen müſſen, ſo iſt es ſeine Anſteckung.

Ich habe mich hier nur polemiſch ausgeſprochen. Wenn die Fluth der Anſchuldigungen zu hoch ſteigt, wer möchte, was ihm das Theuerſte iſt, die Ehre und den guten Namen, nicht zuerſt in Sicherheit bringen? Ich bin aus meinem untern Stocke aufgeſcheucht und mußte in die Rauch- und Anſchwärzungskammer fliehen, wo man ſich wohl in Acht nimmt, nicht zuviel Ruß auf die Kleider zu bekommen. Nun ſich dieſe Waſſer verzogen haben, möge man mir geſtatten, auf meinen eignen Standpunkt wieder zurückzukehren und von dieſem aus die friedliche, Angeberei verſchmähende und Grund mit Gegengrund austauſchende Verſtändigung fortzuſetzen! Auch ohne genöthigt zu ſein, gegen angeſchuldigte

gefährliche Verbrechen und vor allen Dingen den Vorwurf des Unſinns mich hinter die Schanze der Klugheit zu legen, hoff' ich auf ein zufriedenſtellendes Ergebniß. Wendet gegen uns ein, was ihr wollt, nur zwingt uns nicht, uns gegen den Vorwurf einer ebenſo lächerlichen, wie trivialen Weltverbeſſerung zu vertheidigen. Wir ſuchen den freien Mann — nicht das freie Weib, — wir ſuchen die Wiedereinſetzung des Geiſtes — nicht die Wiedereinſetzung des Fleiſches; — wir ſuchen Gott — nicht weil wir ihn verloren haben — ſondern weil in ihm nur der wahrhaft ſelig iſt, der ihn ſelber gefunden hat!

---

Grimma, gedruckt in der Reimer'ſchen Buchdruckerei.

29-1-em

PT 75 .G87 1838 C.1
Gotter, Helden, Don-Quixote :
Stanford University Libraries
3 6105 034 092 150

DATE DUE

| | | | |
|---|---|---|---|
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004